Über Zachariäs „Fabeln und Erzählungen in Burchard Waldis' Manier."

Von Dr. Josef Gassner.

Nachdem Hagedorn durch die originelle Art des B. Waldis zur Behandlung einiger Fabelstoffe aufgemuntert worden war und Gellert dem alten Fabulisten einige seiner Fabeln nachgedichtet hatte, gab F. W. Zachariä, der Verfasser des „Renommisten", im Jahre 1771 ein Buch Fabeln heraus, die er schon im Titel als in B. Waldis' Manier gedichtet bezeichnete. Der genaue Titel lautet: Fabeln und Erzählungen in Burchard Waldis Manier. Braunschweig. 1771.[1]) Zachariä hat diesen Fabeln — es sind 61 — eine Abhandlung vorausgeschickt, betitelt: Anmerkungen über Burkard Waldis und seine Art zu erzählen. Eschenburg fügte einer neuen Ausgabe[2]) dieser Fabeln als Anhang eine Auswahl von Originalen (35) hinzu.[3]) In dem „Vorbericht des Herausgebers" gibt Eschenburg die Gründe an, aus welchen seinerzeit Zachariä die Fabeln anonym veröffentlicht hatte. „Ein inniges Mißfallen an harten und unbilligen Kritiken, die sich gemeiniglich an den Umsturz eines schon befestigten Ruhms am liebsten wagen, war eine von den vornehmsten Ursachen, die den seligen Zachariä bewogen, die von ihm so rühmlich durchlaufene dichterische Laufbahn in den letzten Jahren entweder gar nicht oder doch nur unerkannt wieder zu betreten. Und eben dieses Mißfallen, diese so gerechte Abneigung, seinen Namen dem damals so gangbaren kritischen Muthwillen Preis zu geben, hielt ihn zurück, sich weder bei dieser noch einer andern kleinen Arbeit zu nennen, die ihn gleichfalls zum Urheber hat[4]), hielt ihn zurück, sich in der letzten Zeit seines Lebens so oft wie ehedem mit der ausübenden Dichtkunst zu beschäftigen; wiewohl sich unter seinen hinterlassenen Papieren noch einige schätzbare poetische Stücke, zum Teil nur Fragmente, gefunden haben, die ich künftig, mit den Lebensumständen ihres Verfassers begleitet, durch den Druck bekannt machen werde".[5])

Doch habe der Beifall, den diese Nachahmungen erhielten, Zachariä aufgemuntert, seinen Namen, dessen sie unstreitig sehr würdig seien, hinzuzusetzen,

---

[1]) Also anonym.

[2]) „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier, von Herrn Friedrich Wilhelm Zachariä. Neue Ausgabe mit einem Anhange von ausgewählten Originalfabeln des Waldis und dazu nöthigen Spracherklärungen begleitet von Johann Joachim Eschenburg. Braunschweig 1777.

[3]) Es sind folgende Fabeln des B. Waldis: I 39, 55, 70, 76; II 8, 28, 36, 59, 61, 75, 81; III 12, 30, 60, 66, 79, 88, 92, 96; IV 2, 7, 10, 12, 27, 39, 41, 43, 47, 51, 61, 69, 71, 75, 92, 93.

[4]) Zwey schöne neue Mährlein, als I: Von der schönen Melusinen; einer Meerfey. II: Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen sollen. Der lieben Jugend und dem ehrsamen Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil verfasset. Leipzig. In der Jubilatemesse 1772.

[5]) Hinterlassene Schriften von Friedrich Wilhelm Zachariä. Ein Anhang zu der neuesten rechtmäßigen Auflage seiner poetischen Werke. Herausgegeben und mit einer Nachricht von des Verfassers Leben und Schriften begleitet von Johann Joachim Eschenburg. Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung. 1781.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

indem der Zweck, den er bei der Verschweigung dieses Namens gehabt hatte, die Erforschung eines unparteiischen Urteils, nunmehr erreicht gewesen sei. Diese Absicht seines seligen Freundes, an deren eigener Ausführung ihn der Tod gehindert habe[1]), erfülle nun der Herausgeber (Eschenburg), indem er die vor sechs Jahren anonymisch bekannt gemachten Fabeln und Erzählungen unter dem Namen seines Freundes und mit einem Anhang von Originalfabeln des B. Waldis herausgebe. Betreffs der Auswahl bemerkt er, „er würde in dem Anhange eigener Fabeln jenes alten Dichters die Parallelstücke zu den 61 Fabeln und Erzählungen sämtlich geliefert haben, um den Leser zu einer Vergleichung der Manier beider Dichter in stand zu setzen, wenn er ihm nicht diesen Anhang durch die Gleichförmigkeit des Inhalts minder angenehm zu machen gefürchtet hätte.“ Daher trifft er die Auswahl so, daß sich unter den mitgeteilten Originalfabeln des B. Waldis nur fünf Parallelstücke zu den „Fabeln und Erzählungen in B. Waldis' Manier“ finden.[2]) Bei der Auswahl habe er sich ferner von zwei Gesichtspunkten leiten lassen: Er habe die Stücke hauptsächlich herausgenommen, die ihm am besten erzählt zu sein schienen oder deren Inhalt aus andern Fabeldichtern noch wenig oder gar nicht bekannt sei. Über den Zweck seiner Auswahl sagt er, dieselbe solle denen, die die Fabeln des B. Waldis nicht näher kennten, einen Vorgeschmack seiner Erzählungsart geben. Er hoffe, daß dadurch der Wunsch allgemeiner werde, wo nicht alle, doch mehrere Waldisische Fabeln wieder gedruckt zu sehen.

Nähere Nachrichten und Untersuchungen über B. Waldis, „diesen in mehr als einer Absicht für die Geschichte unserer Poesie so merkwürdigen Dichter“, beizubringen, als bisher vom Herrn v. Gemmingen[3]), von dem seligen Zachariä in der Einleitung zu dessen Fabeln und ehedem von ihm (Eschenburg) selbst im vierten Bande der Hamburgischen Unterhaltungen[4]) geliefert sind“, unterläßt er; „allein ich darf der Verzeihung des Lesers, dieser Unterlassung wegen, gewiß sein, wenn ich ihm die Hoffnung mache, diese Nachrichten und Untersuchungen auf die beste und vollständigste Art in der Literargeschichte der Äsopischen Fabel zu erhalten, die Herr Hofrath Lessing im zweiten Bande seiner vermischten Schriften nächstens der Welt mittheilen wird.“[5])

„Mir liegen die „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier“ nebst der Abhandlung Zachariäs, den von Eschenburg hinzugefügten Originalfabeln des alten Dichters und dem Vorworte Eschenburgs vor als dritter Teil der „Poetischen Schriften“ von Friedrich Wilhelm Zachariä, Carlsruhe, bei Christian Gottlieb Schmieder. 1778“[6]). Und zwar herrscht hier folgende Reihenfolge: Anmerkungen über Burcard Waldis und seine Art zu erzehlen, Verzeichnis der Fabeln und Erzählungen, Inhalt der angehängten Fabeln, Vorbericht des Herausgebers (Eschenburg), Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier (p. 1—118), die 35 Originalfabeln des B. Waldis (p. 119—246).

Es sollen zunächst die „Anmerkungen über Burkard Waldis und seine Art zu erzählen“ einer Betrachtung unterworfen werden. In der Einleitung (p. II—VI) gibt er eine Übersicht über das Fortleben des B. Waldis in Deutsch-

---

[1]) Zachariä starb 30. Jänner 1777.

[2]) Es sind dies die Fabeln: I 55; II 59, 75; IV 7, 71. Die entsprechenden Fabeln Zachariäs sind: Der gefangene Trompeter; der Krammetsvogel und die Schwalbe; der Bischof und der Bettelbube; der Fuchs, der Wolf und die Affen; der unvermutete Ehesegen.

[3]) Freiherr Eberhard von Gemmingen in seinen „Briefen nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken, Frankfurt und Leipzig 1753“. Darin: Schreiben über Burkard Waldis. Abgedruckt in der von Eschenburg besorgten Neuauflage „Poetische und prosaische Stücke von dem Freiherrn v. G***. Braunschweig 1769“, p. 82 ff.

[4]) „Unterhaltungen. Hamburg. Bei Michael Christian Bock“, IV., p. 933 ff.

[5]) Ist nicht geschehen.

[6]) 65. Teil des Werkes „Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter. Carlsruhe bey Christian Gottlieb Schmieder. 1778.“ Die poetischen Schriften Zachariäs nehmen fünf Teile ein: Teil 63—68.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

land. Er findet, daß dieser weder bei seinen Zeitgenossen noch bei den Kunstrichtern, die nach ihm gekommen sind, in besonderem Ansehen gestanden habe[1]), und verweist diesbezüglich auf die Bemerkung Gellerts, daß Morhof seiner in der deutschen Poeterey der mittleren Zeit mit keinem Worte gedenke, daß es daher scheine, als ob er ihn für schlecht gehalten habe. Auch Rollenhagen in seiner Vorrede zum Froschmäuseler erwähne B. Waldis mit keiner Silbe. Der Freiherr von Gemmingen habe einen guten Anfang gemacht, ihn aus dem Staube hervorzuziehen.[2]) Er selbst wolle sehen, was er auch noch dazu beitragen könne. „Es ist," fährt er fort, „so übel nicht, wenn wir manchmal unsere alten Schätze wieder hervorholen, besonders da seit einiger Zeit eine ziemliche Unfruchtbarkeit in dem Reiche unserer schönen Literatur sich zu äußern anfängt.[3])

Sodann versucht Zachariä zusammenzustellen, was er in dem „Esopus" des B. Waldis über die Person und die Lebensumstände dieses Dichters gefunden hat. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist allerdings nur sehr dürftig, nur über die Reisen des B. Waldis gibt er genaue Auskunft, da hierüber der „Esopus", besonders das vierte Buch, viel enthält.

Zachariä gibt an, daß er die Ausgabe des „Esopus" von 1584 vor sich gehabt habe. Es ist dies die sechste und letzte Ausgabe, wenn man von Wohlgemuts „newem und vollkommenem Esop" absieht. Zachariä bemerkt richtig, daß die Erfindungen größtenteils aus den Äsopischen Fabeln genommen seien,[4]) sehr viele aber und vornehmlich die Fabeln des vierten Buches habe der Dichter aus anderen Quellen geschöpft.[5]) „Viele mögen auch seine eigene Erfindung sein oder es sind gar kleine Begebenheiten, die ihm selber zugestoßen und die er in die Form der Erzählung einzukleiden gewußt.[6])

Sodann widerlegt[7]) Zachariä die Annahme des Freiherrn von Gemmingen[8]), welcher meinte, „man dürfe unsern Waldis nur mit Bedacht gegen La Fontaine halten, so würde man bald finden, daß nicht nur die ganze Art zu erzählen, die Erfindung, der Knoten und die Auflösung miteinander übereinkäme, sondern daß auch viele Stücke im Französischen für Originale ausgegeben würden, die ursprüngliche Erfindungen unseres Waldis wären". So meinte Gemmingen, daß die beiden La Fontaineschen Fabeln Le Cas de conscience und Le Cocu battu et content auf die entsprechenden Fabeln des B. Waldis zurückgehen. Mag es vielleicht auch etwas zu viel behauptet sein, wenn Zachariä sagt: „Zu den Zeiten des La Fontaine konnte gewiß weder er noch sonst ein Franzose eine Zeile im Deutschen lesen oder verstehen", so dürfte das doch wohl in Beziehung auf „solch veraltert Deutsch, das kaum die eigenen Landsleute unseres Dichters zu La Fontaines Zeiten werden verstanden haben", richtig sein. Vor allem

---

[1]) J. Tittmann (Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen herausgegeben von Karl Gödeke und Julius Tittmann. 16. Bd.: Esopus von B Waldis. Leipzig 1882) erklärt diese Vernachlässigung von Seite der Gelehrten, die auch anderen bedeutenden und vielgelesenen Dichtern zuteil wurde, richtig damit, daß es eine deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft damals noch nicht gab. Morhof mache eben zu beiden erst den Anfang. Für die Beliebtheit des B. Waldis sprechen die zahlreichen Auflagen seines „Esopus". Vgl. Deutsche Bibliothek, herausgeg. und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Leipz. 1862. Bd. I und II: Esopus von B. Waldis.

[2]) Merkwürdiger Weise erwähnt Zachariä nicht die Abhandlung über B. Waldis, welche Eschenburg in den Hamburgischen Unterhaltungen 1776 (IV, 933 ff) veröffentlicht hatte.

[3]) 1770!!

[4]) Und zwar benützte B. Waldis die Fabelsammlung des Mart. Dorpius vom Jahre 1532. Vgl. J. Tittmann, Ausgabe des „Esopus", p. LVIII. Der Vorrat reichte bis III, 84.

[5]) Über die übrigen Quellen des B. Waldis vgl. H. Kurz, Ausgabe des „Esopus", I. p. XXIV ff.

[6]) Vgl. J. Tittmann, a. a. O. p. LIX, H. Kurz, a. a. O. I. p. XXVIII.

[7]) Vgl. die Rezension der „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier" in den Frkf. Gel. Anz. [Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. In Neudruck herausgeg. von B. Seuffert, 7 und 8].

[8]) A. a. O.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber stellt er der Ansicht Gemmingens die Tatsache entgegen: „Was war zu La Fontaines Zeiten verachteter als deutscher Witz; oder richtiger zu sagen, welche Nation zweifelte so ganz und gar an der Existenz unseres Witzes als die französische?“ Auch hat er das Richtige getroffen, wenn er sagt: „Die Ähnlichkeit, ja völlige Gleichheit der Erzählung beweist auch noch gar nichts. Alles dieses waren Histörchen, die mündlich von einer Nation zur andern fortgepflanzt wurden, besonders diejenigen, die Spöttereien auf die Keuschheit der Mönche und Nonnen enthalten; . . . . . Es ist also weit wahrscheinlicher, daß La Fontaine seine Erfindungen, wie er in seinen Vorberichten auch selbst angibt, aus dem Bocaz und andern dergleichen Schriftstellern genommen oder sie auch blos in Gesellschaft erzählen hören, als daß man sich einbilden könnte, er habe sie aus einem unbekannten deutschen Fabelbuche entlehnt“. An der Hand einer Vergleichung der französischen Fabel Le Cocu battu et content mit der entsprechenden des B. Waldis („Vom alten Mann und seinem Weib“) weist er nach, daß auf die Ähnlichkeit oder Gleichheit der Erzählung kein großes Gewicht zu legen ist, daß vielmehr die Einkleidung und die Art zu erzählen, besonders in kleinen, willkürlichen Umständen, bei dem Erzählen doch fast alles ausmache. Diese kleinen Nebenumstände, worauf fast alles ankomme, seien völlig von einander verschieden. Jeder der beiden Dichter erzähle die Geschichte auf seine Weise, wobei er dem La Fontaine vor dem alten deutschen Fabeldichter den Vorzug gibt; denn er trage seine Geschichte viel feiner und galanter vor als der Deutsche, „der aber auch hundert Jahre früher schrieb als der Franzose.“

Hiemit leitet er schon zu einer Charakteristik des B. Waldis hinüber. Er schließt sich da dem Tadel Gellerts[1]) an, welcher dem B. Waldis eine weitläufige und oft müßige Art zu erzählen vorgeworfen hatte. Desgleichen billigt er den Tadel des Freiherrn von Gemmingen, dem die langen Moralen des B. Waldis nicht gefielen, die er im Predigerton seinen Fabeln hinzufüge. In dem Zusatze: „Aber wie wenig war der Geschmack nicht dazumal gebildet!“ drückt sich wieder jene Selbstüberhebung aus, die eine charakteristische Eigentümlichkeit der Zeit war. Ähnlich hatte ja auch Gellert gesagt: „Er (B. Waldis) ist mehr zu bedauern, daß er nicht zu einer bessern Zeit gelebt hat, als daß er den Schimpf seiner Zeit und seiner verstümmelten Sprache entgelten sollte.“ Diese Äußerungen Gellerts und Zachariäs zeigen, daß sie nicht zu individualisieren verstehen, sondern alles nach dem Maßstabe ihrer Zeit, von deren Vortrefflichkeit sie überzeugt sind, beurteilen.

Die „weitläufige und oft müßige Art zu erzählen“ geht aus der Auffassung von der Fabel und der Naivität des Dichters hervor. B. Waldis hatte keinen fest umschriebenen Begriff von der Fabel. Für ihn ist die Fabel eine Erzählung, eine Geschichte, ein Schwank von bald größerem, bald geringerem Umfange, aus dem ungezwungen die Moral hervorgeht. Wo ihn eine Äsopische Fabel, die ihm als Quelle dient, nicht in besonderem Grade interessiert, dort geht er über den Rahmen derselben nur insofern hinaus, als er „aus der dürren Didaxis, welche fast als eine Art ethischer Kasuistik auftritt, alles in das Poetische zu erheben, das trockene, auf das Urteil berechnete Beispiel mit frischem Leben auszustatten weiß.“[2]) Wo aber die eigentliche Fabel oder die Moral bei ihm ein besonderes Interesse erregt oder wo sich Gelegenheit zur Satire auf die römische Geistlichkeit, auf die Untreue des weiblichen Geschlechtes, kurz auf Dinge, die er selbst im Leben erprobt hatte, bietet, kann er sich in Wiederholungen, Sprichwörtern, witzigen, oft derben Redensarten, Berufungen auf berühmte heidnische oder christliche Autoritäten oder die Bibel etc. nicht genug tun. Immer aber fließt diese „weitläufige und oft müßige Art zu er-

[1]) In Gellerts „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln“, einer Einleitung zu dem 1746 erschienen ersten Buche seiner Fabeln und Erzählungen.

[2]) Vgl. J. Tittmann. a. a. O., p. LXI.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zählen“ aus seinem naiven Gemüte und berührt daher den modernen Leser bei weitem nicht so unangenehm wie die oft wässrige Geschwätzigkeit Gellerts oder Zachariäs.

Übrigens hat schon Gellert den Vorwurf der Weitläufigkeit abgeschwächt, indem er hinzusetzte, B. Waldis wisse doch diesen Fehler durch muntere Einfälle und lebhafte Beschreibungen wieder gut zu machen. Und Zachariä sagt: „Nach meinem Geschmack hört man ihn (den Fuchs in der Fabel „Vom Fuchß und dem Hanen“ IV 2) indes gerne schwätzen, und das Possierliche der Erzählung wird durch die eingestreuten lateinischen Ausdrücke und durch die angebrachte Gelehrsamkeit nicht wenig erhöht.“ Ferner sei die Geschwätzigkeit des B. Waldis und seiner Tiere uns ganz angenehm, da wir aus diesem Grunde eine außerordentlich treue und lebhafte Schilderung der damaligen Sitten und Lebensart gewinnen.[1])

Mit Recht sind Zachariä ferner „eine Menge satirischer Züge wider die römische Klerisei und der beißendsten Spöttereien über die vorgebliche Keuschheit der Mönche und Nonnen“ aufgefallen. Es ist die reformatorische Tendenz, die wir bei B. Waldis ebenso finden wie bei Alberus, die sich in maßlosen Ausfällen, in beißender Satire auf die römische Geistlichkeit gefällt. „Alle die Histörchen von ihnen (Mönchen und Nonnen), die man im Bocaz findet, und die hernach La Fontaine mit so viel Witz und Munterkeit nacherzählt hat, findet man auch in unserm Waldis. Er hatte auf seinen Reisen in Deutschland und Italien und bey seinem Aufenthalte in Rom die damalige Lebensart der römischen Geistlichkeit zu nahe gesehen, und er war von dem Geiste der damaligen Reformatoren zu sehr beseelt, als daß er sich des Scherzes und der Satire über ihr zügelloses Leben hätte begeben sollen“. Zachariä deutet damit richtig an, daß B. Waldis sich nicht aus Mutwillen den römischen Klerus zum Zielpunkte seiner Satire ausgesucht hat, sondern aus der ernsten und edlen Absicht, in dieser Beziehung tatsächlichen Mißständen steuern zu helfen[2]), so wie denn überhaupt bei B. Waldis unter der lachenden Außenseite ein ernster Sinn verborgen ist.

„Die Schreibart des B. Waldis ist“, sagt Zachariä ferner, „die meiste Zeit poßierlich“. Was er damit meint, geht aus dem folgenden hervor, wo er vom „Poßierlichen des Ausdrucks“ spricht. Wir würden es das humoristisch-komische Element nennen. Der Humor und die Komik liegen bei B. Waldis entweder in der Situation oder in der Art der Darstellung. Wie sich Zachariä ausdrückt, läßt vermuten, daß er das Possierliche auch in der Sprache des alten Fabulisten finden will. Und es ist nicht zu leugnen, daß auf den modernen Menschen schon die Sprache des 16. Jahrh. an und für sich einen possierlichen Eindruck macht, welcher der beabsichtigten und im Stoffe liegenden Komik zu Hilfe kommt, nur daß wir heute dieser Sprache des 16. Jahrh. weit objektiver gegenüberstehen als die Angehörigen des 18. Jahrh. Sicher aber wurde die

[1]) Vgl. die Rezension der „Fab. und Erz. in B. Wald. Manier“ in den Frkf. Gel. Anz., p. 6: „Die geschwätzige Naivität des B. Waldis interessiert uns deswegen, weil sie ein treues Bild der Denkart und der Sitten unserer Vorfahren bey uns bleibt, sie uns in allen kleinen Nebenzügen ausmahlt, und besonders bey Waldis aus dem Herzen kommt.“

[2]) Durch diese Stelle war der Rezensent in den Fkf. Gel. Anz. zu einer Art Ausfall auf die Mißbräuche im römischen Klerus veranlaßt worden: „Er (B. Waldis) war ein Pfaffe, trat zur protestantischen Kirche über und fühlte sich nunmehr berufen, die Schelmereyen der Pfaffen und Nonnen, von denen er zum Teil Augenzeuge gewesen war, aufzudecken. Auf seinen weitläufigen Reisen, die er als Ordenspriester tat, sammelte er Stoff dazu. Denn von Riga bis Rom und Lissabon mag es wohl manchen Pfaffenschelmenstreich gegeben haben. Alle diese Städte hatte er besucht. — — —“. Sophie v. La Roche, die in Düsseldorf Abonnenten für das junge Unternehmen sammelte, schreibt am 5. Jänner 1772 an Merck (Merck-Briefe 1, 32): „Darf ich Ihnen sagen, daß Sie nicht hätten leiden sollen, daß gleich in den ersten Zeitungsblättern Nonnen und Pfaffen angepackt werden; es hat einige Köpfe gestoßen [S. p. IX. der Einl. zu Nr. 7 und 8 der „Deutsch. Literaturdenkm. des 18. Jahrh. In Neudr. her. v. B Seuffert“].

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sprache, der Ausdruck an und für sich von den Zeitgenossen des Dichters nicht als possierlich empfunden; so empfindet der Mensch der neueren Zeit, der sich nur schwer in jene Zeit zurückversetzen kann.

„Dieses Poßierliche des Ausdrucks“, fährt er fort, „wird durch die kleinen kurzen Verse meiner Meinung nach sehr vermehrt. Es ist Schade, daß diese Versart, die wir mit dem Namen der Knittelverse zu benennen pflegen, und worin im Englischen der Hudibras geschrieben ist, in neuerer Zeit so sehr aus der Mode gekommen. Ich kann mich vielleicht irren, aber nach meinem Geschmack müßte diese Versart bey gewissen Gattungen von komischen Heldengedichten und andern Burlesken eine sehr glückliche Wirkung thun“. Zachariä bezeichnet also die Verse des B. Waldis als Knittelverse, im Sinne des 18. Jahrh., das diese Bezeichnung sowohl für die Reimpaare des 16. Jahrh. als auch für die Verse des „Peter Squenz“, der Rost'schen Satire auf Gottsched und der Goethe'schen „Knittel“verse gebrauchte, obwohl zwischen diesen beiden Metren eine große Verschiedenheit herrscht. Die Reimpaare des 16. Jahrh. beruhen, wenn man die nötigen Synkopen und Apokopen eintreten läßt, auf Silbenzählung, das Goethe'sche Metrum ist jener vierhebige Reimvers mit freier Reimstellung, der keine bestimmte Silbenzahl hat, bei dem Auftakt und Senkung fehlen oder stehen oder mehrsilbig sein können. Wir bezeichnen heute den Reimvers des 16. Jahrh. nach seinem berühmtesten Vertreter als den H. Sachs'schen Vers, die Bezeichnung „Knittelvers“ reservieren wir vorzüglich für die Goethe'sche Versart, die Goethe selbst als H. Sachs'sche Verse bezeichnet, die aber über die Reimpaare des 16. Jahrh. auf die freien Reimpaare des Mittelalters zurückgeht.[1]) Wie aus der oben zitierten Äußerung Zachariäs hervorgeht, erkennt er die Vorzüge des Versmaßes an, will es aber nur auf gewisse Gattungen von komischen Heldengedichten und andere Burlesken beschränkt wissen. Zachariä bewegt sich hier in einer alten Tradition. Denn seit Opitz und seinen Zeitgenossen, welche den H. Sachs'schen Reimvers zunächst aus den Kunstdichtungen und dann auch aus den Dichtungen der Spruchsprecher, Pritschmeister etc. verdrängten und durch die metrischen Formen der Opitzischen Dichtung ersetzten, verschwand der Vers des H. Sachs aus den ernsten Dichtungen, wurde aber bald darauf zu komischer Wirkung in travestierenden und parodistischen Dichtungen verwendet. Erst im 18. Jahrh. wurde der „Knittelvers“ von den Schweizern wieder ernst genommen und für ernste Gegenstände empfohlen. Und Goethe hat gleichzeitig mit der Farcen- und Pasquillendichtung den vermeintlichen H. Sachs'schen Vers „auch in ernsten dramatischen und erzählenden Dichtungen, im „Faust“, im „Ewigen Juden“, in „H. Sachsens poetischer Sendung“, zuletzt in einigen Parabeln und Legenden angewendet“.[2])

Im folgenden bemerkt Zachariä mit Beziehung auf manche moralisch bedenklichen, ja lasziven und gepfefferten Stellen bei B. Waldis, der Fabeldichter selbst habe geglaubt, recht züchtig und vorsichtig geschrieben zu haben[3]); aber „die zarten keuschen Ohren der lieben Jugend müssen dazumal anders beschaffen gewesen seyn“. Für die jetzige Zeit sei eine ziemliche Anzahl von seinen Erzählungen unpassend und darum würde es nicht ratsam sein, eine Neuausgabe seiner Fabeln zu besorgen, es sei denn, daß man eine Auswahl treffe. Mit Recht aber sagt er: „Wollte man die etwas frey geschriebenen herauslaßen: so würden für die Ohren, die sich nicht so leicht an etwas ärgern, gerade die besten wegbleiben“. Ferner weist er ganz richtig darauf hin, daß B. Waldis seine 400 Fabeln nicht nur für die liebe Jugend, Knaben und

---

[1]) Vgl. Minor, Neuhochdeutsche Metrik. Vgl. auch O. Flohr. „Geschichte des Knittelverses vom 17. Jahrh. bis zur Jugend Goethes“ (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. Germ. Abt. Nr. 1).

[2]) Vgl. Minor. a. a. O.

[3]) Vgl. die Widmung an den Bürgermeister Butten von Riga.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jungfrauen, gedichtet habe, sondern auch für gereifte Männer, für die Allgemeinheit, für das ganze Volk. Das bewiesen die zahlreichen Tendenzen seines Fabelbuches, vor allem die reformatorische Tendenz, die Stellungnahme gegen die Fürsten und Herren, andererseits die Parteinahme für die Armen, Unterdrückten, das Volk.

Zum Schluß macht Zachariä einige Andeutungen über die Entstehung seiner Fabeln. Er erhoffe sich für seine Fabeln ein bescheidenes Plätzchen, da sie wenigstens in einem anderen Tone als die bisherigen geschrieben seien. Auch läßt er durchblicken, daß er viele Mühe auf die Arbeit verwendet habe, wenn man auch die sorgsam wirkende Feile kaum bemerken werde.[1])

Nachdem er für den Fall, als seine Arbeit Beifall finden sollte, eine Fortsetzung versprochen hat, schließt er diese einleitende Abhandlung mit den Worten: „Übrigens habe ich nicht nöthig gefunden, anzugeben, woher ich die Erfindungen meiner Fabeln genommen. Aesop, Lokmann, Waldis, La Fontaine, auch mein eigener Kopf sind die Quellen, woraus ich geschöpft. Gelehrte können dies ohne mein Register entdecken; und Ungelehrten ist das alles gleich viel. Beyden muß an der Manier zu erzehlen das meiste gelegen seyn."

I.

Die Quellen zu Zachariäs Fabeln in B. Waldis' Manier.

Zachariäs „Fabeln und Erzählungen in B. Waldis' Manier" umfassen 61 Stück. 18 von diesen behandeln Stoffe, die in dem „Esopus" des B. Waldis keine Entsprechung haben. Unter diesen 18 sind wieder 14 Fabeln, die weder von Äsop noch von La Fontaine noch von Loqman[2]) bearbeitet wurden.[3]) Da diese 14 Fabelstoffe auch bei andern als diesen Fabeldichtern nicht nachzuweisen sind[4]), so muß man annehmen, daß Zachariä sie selbst erfunden hat, daß sein „eigener Kopf die Quelle" ist.[5]) Es sind die folgenden Fabeln:[6]) Der Adler und die Eidechs (p. 13)[7]), Der gleichgiltige Gelehrte (p. 19)[8]), Die Quelle und die Wiese (p. 22), Der Pfau und das wälsche Huhn (p. 41), Der wohlerzogene Hund (p. 46), Die beiden Elstern (p. 47), Der alte Spanier (p. 50), Die Hunde mit der Löwenhaut (p. 52), Der Löwe und der Esel (p. 62), Der Vieharzt und der Kranke (p. 65), Der abgebrannte Bauer (p. 67), Die Republik der Spinnen (p. 101), Der Magister Legens (p. 102), Der bestellte Gruß (p. 105).

Bei zwei Fabeln hat er den La Fontaine als Quelle benützt. Mit deutlicher, bisweilen wörtlicher Anlehnung an La Fontaines Fabel Les Animaux malades de la Peste[9]) erzählt er seine Fabel „Die bußfertigen Tiere" (p. 95).

In einzelnen unbedeutenden Punkten weicht Zachariä von La Fontaine ab. Eine entsprechende Änderung hat er am Schlusse der Rede des Fuchses angebracht: Der Löwe hat recht getan, den Schäfer zu fressen, da dieser die Schafe selbst frißt.

---

[1]) „Die Ausbesserung, die sie mich gekostet, wird man ihnen kaum ansehen, so wie ich die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden gehabt, hier nicht weitläufig anführen will."

[2]) Fables de Loqman surnommé Le Sage, par Charles Schier. Dresde et Leipzic, chez Arnold, Libraire. MDCCCXXXI.

[3]) Dies sind die Quellen, die Zachariä auf p. XI angibt.

[4]) Vgl. Nachweisungen bei H. Kurz, a. a. O., II. Bd., Anmerkungen.

[5]) Vgl. Einleitende Abhandlung, p. XL.

[6]) Ich zitiere nach der mir vorliegenden Ausgabe (Karlsruhe 1778).

[7]) Schon in der Neuen Braunschweigischen Zeitung vom 5. Nov. 1770, Nr. 172 erschienen. Vgl. P. Zimmermann „F. W. Zachariä in Braunschweig" (Wolffenbüttel 1896). [Überlieferungen zur Literatur, Geschichte und Kunst, hersgb. von G. Milchsack und P. Zimmermann, Nr. 1]. p. 195.

[8]) Zum erstenmale erschienen in der neuen Br. Zeitg. vom 8. Nov. 1770, Nr. 147. Vgl. P. Zimmermann, a. a. O., p. 195.

[9]) VII 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

H. Kurz[1]) führt die Fabel des La Fontaine unter den Bearbeitungen desjenigen Stoffes an, den B. Waldis in seiner Fabel „Vom Wolff, Fuchß und Esel“ [2]) behandelt hat. B. Waldis erzählt hier, wie der Fuchs im goldenen Jahre 1500 nach Rom pilgert, um des von Papst Alexander VI. verkündigten Ablasses teilhaftig zu werden. Auf dem Wege dahin trifft er den Wolf, ihnen schließt sich der Esel an. Nachdem sie ein gutes Stück gewandert sind, verspürt der Fuchs Müdigkeit und macht daher den Vorschlag, man möge sich gleich hier gegenseitig die Beichte hören und sich so den weiten Weg nach Rom ersparen. Der Vorschlag wird angenommen. Wolf und Fuchs erteilen einander gegenseitig Absolution, zuletzt beichtet der Esel dem Wolfe und wird am Schlusse von den beiden anderen zerrissen.

Es ist wohl eine entfernte Ähnlichkeit vorhanden, diese berechtigt uns aber noch nicht, die Fabel La Fontaines als eine Bearbeitung des von B. Waldis behandelten Stoffes hinzustellen. Jedenfalls aber hat Zachariä bei seiner Fabel den La Fontaine, nicht den B. Waldis als Quelle benützt.

Ferner ist La Fontaines Fabel L'Ivrogne et sa Femme[3]) die Quelle zu Zachariäs Fabel „Der Säufer und seine Frau“[4]). Die einleitenden Verse des La Fontaine läßt Zachariä als nicht notwendig zur Sache gehörig weg. Dem Sinne nach mit La Fontaine übereinstimmend erzählt er das Folgende.

Auf die Äsopische Fabel Mulier[5]) ist Zachariä nicht zurückgegangen. Er hat mit La Fontaine Motive gemeinsam, die bei Äsop fehlen, oder er weicht mit La Fontaine von Äsop ab. Bei beiden hat die Stelle: Quum vero ipsum iam sobrium esse coniectata est, profecta ianuam pulsavit sepulcreti: ille autem quum diceret, Quis est, qui pulsat ianuam ... keine Entsprechung, beide lassen den Schluß der Äsopischen Fabel „molestus enim mihi es, quum cibi non potus meministi. Haec autem pectore percusso, Heu mihi miserae, inquit: nam neque astu profui, tu enim vir non solum non emendatus es, sed peior quoque te ipso evasisti, cum in habitum tibi deductus sit morbus“ weg, da der Zweck der Fabel erreicht ist.[6])

So wie La Fontaine stellt er die Moral voraus, nur daß er spezialisiert, während die Moral La Fontaines allgemeiner gehalten ist.

Wem Bacchus das Gehirn begeistert.
Der wird von keiner Furcht bemeistert;
Und noch im Grabe würde Wein
Sein Wunsch bei dem Erwachen sein.

Zwei Fabeln hat er dem Loqman nachgedichtet. Der einen, „Die Ziege, das Lamm und das Schwein“ [7]), entspricht die Loqmansche Fabel L'Homme et le Porce: Un homme un jour portait sur une bête de somme un mouton, une chèvre et un porc, qu' il allait vendre à la ville. Le mouton et la chèvre restaient tranquilles, mais le porc était rétif et se débattait continuellement sur le dos de la bête de somme. O le plus méchant des animaux! Lui dit l'homme, pourquoi, tandisque le mouton et la chévre se taisent et ne bougent pas, ne cesses-tu de te débattre? Chacun se connait, répartit le porc; jè sais qu'ou recherche le mouton pour sa laine; et la chèvre pour son lait: mais moi, malheureux,

---

[1]) a. a. O., II. p. 144 f. der Anm.
[2]) IV. 1.
[3]) III. 7.
[4]) p 113.
[5]) ap. Nevel. f. 73, p. 149. [Mythologia Aesopica, in qua Aesopi fabulae graecolatinae CCXVII, quarum CXXXVI primum prodeunt . . . . opera et studio Isaaci Nicolai Neveleti, cum notis eiusdem in eadem. Francoforti, Typis Nicolai Hofmanni.]
[6]) Vgl. Lessings Definition der Handlung der Fabel in den „Abhandlungen über die Fabel“. [Sämtl. Werke, her. v. Bachmann, 3. Aufl. bes. v. Muncker. VII., pag 438.]
[7]) p. 63.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

qui n'ai ni laine ni lait, aussitôt que je serai arrivé à la ville, on m' enverra toute de suite à la boucherie.

Cette fable signifie

que ceux qui sont plongés dans les délits et les crimes que leurs mains ont commis, doivent, en voyant la méchancete de leurs actions, savoir quel sera leur sort.

Zachariä hat nur eine Änderung angebracht: Bei ihm trägt nicht wie bei Loqman ein Lasttier die drei Tiere auf dem Rücken, sondern der Bauer führt sie auf dem Wagen zur Stadt. Es ist nicht notwendig, daß er zu dieser Änderung durch La Fontaines gleichnamige Fabel Le Cochon, la Chèvre et le Mouton [1]) bewogen wurde, er könnte sie wohl selbständig vorgenommen haben, da sie aus sachlichen Gründen nahe lag. La Fontaine erzählt übrigens seine Fabel ganz anders als Loqman und Zachariä; ebenso Äsop in der Fabel sus et vulpes [2]), wo, wie der Titel schon zeigt, ein viertes Tier, der Wolf, hereingezogen ist. Dagegen erzählt Aphthonius seine fabula suis, singulos sua scire volens [3]) ganz in Übereinstimmung mit Loqman. Da jedoch die Moral bei Zachariä genau dieselbe ist wie bei Loqman, so nehme ich an, daß dessen Fabel die Quelle ist. Daß bei Zachariä die Moral vorangeht, tut nichts zur Sache, da er betreffs der Stellung der Moral keinem festen Prinzip folgt.

Auch für die im Texte folgende Fabel Zachariäs, „Die Mücke und der Stier“ [4]), ist Loqman die Quelle und zwar dessen Fabel Le Moucheron et le Taureau [5]): Un moucheron s' arrêta un jour sur la corne d'un taureau; et pensant qu'il était trop lourd pour lui, il lui dit: Si je te suis à charge, fais-moi le savoir, afin que je m' envole. Le taureau lui répondit: Vraiment je ne sais pas, sur qui tu es descendu, et j'ignore encore à qui tu peux unire.

Cette fable regarde

celui qui cherche à s' attirer de l' honneur et de la gloire, tandisqu' il est lui-même faible et méprisable.

Des Babrius Fabel *περὶ κώνωπος καὶ ταύρου* [de culice et tauro] erzählt dasselbe, nur viel kürzer als Loqman und Zachariä, in der knappen äsopischen Form.

Der Stoff findet sich ferner bearbeitet [6]) bei; Aes. Cor.: *κώνωψ καὶ βοῦς* [7]), Aes. fur.: *κώνωψ καὶ βοῦς* [8]), Aes. Camer.: de culice et tauro [9]), Desbillons: culex et taurus [10]).

Alle diese Fabeln haben das Gemeinsame, daß die Mücke sich eine Bedeutung zuschreibt, die ihr nicht zukommt. (Vgl. die Moralen bei Loqman und Babrius. [1]) Alle diese Fabeln führt H. Kurz als Bearbeitungen desjenigen Stoffes an, der von B. Waldis in der Fabel „Vom Pferdt und einer Fliegen“ [12]) bearbeitet wurde: Auf ein altes Pferd, das einen schweren Wagen zieht und vom Fuhrmann mit der Peitsche angetrieben wird, setzt sich eine Fliege, sticht es und sagt: „Strenge dich an, lauf, sonst höre ich nicht auf, dich zu stechen.“ Das Pferd antwortet: „Deinetwegen bemühe ich mich nicht. Wäre nicht der

---

[1]) VIII. 12.
[2]) ap. Nevel. f. 179. p. 235.
[3]) ap. Nevel. f. 30, p. 345.
[4]) p. 64.
[5]) Loqman. f. 13.
[6]) Vgl. Die Nachweisungen bei H. Kurz, a. a. O., II. Bd., p. 137 der Anm.
[7]) f. 213.
[8]) f. 294.
[9]) f. 154.
[10]) f. V. 17.
[11]) ap. Nevel., f. 9., p. 358 f: Adversus eos, qui volunt esse sapientes potentesve aut prudentes nec sunt.
[12]) III. 84.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fuhrmann mit seiner Peitsche, so bliebe ich wohl stehen." Es ist also wohl Ähnlichkeit, aber nicht Gleichheit des Stoffes vorhanden. Auch die aus den beiden Fabelstoffen sich ergebende Moral ist verschieden: In der Fabel Zachariäs schreibt sich die Mücke eine Bedeutung zu, die ihr nicht zukommt [1]), die Fliege dagegen schreibt sich zwar auch eine solche Bedeutung zu, einen Erfolg, den sie nicht bewirkt hat, aber der wichtige Unterschied ist: Sie nimmt einen Erfolg für sich in Anspruch, den nicht sie, sondern ein anderer bewirkt hat. Übrigens findet sich bei B. Waldis nicht einmal diese Lehre, sondern die folgende: Wenn ein wackerer Mann ins Unglück kommt, dann läßt ihn jeder Minderwertige seine Bosheit fühlen.

Die Fabeln Loqmans, des Babrius, Zachariäs und der oben Erwähnten bilden also eine Reihe für sich, während die Fabel des B. Waldis und die übrigen von H. Kurz angegebenen Bearbeitungen wieder eine andere Fabelgruppe vorstellen.

Die übrigen 43 Fabeln Zachariäs behandeln Stoffe, die im „Esopus" des B. Waldis ihre Entsprechungen haben. Es sind die folgenden. [2])

Der Fuchs, der Wolf und die Affen (p. 3).	Vom Fuchß und Affen (IV 7).
Der verurtheilte Soldat (p. 81).	Von einem verurtheilten Knecht (IV 67).
Der alte Reuter und seine Braut (p. 88).	Vom alten Landtsknecht und seiner Brawt (IV 16).
Der Fuchs und der Habicht (p. 99).	Vom Fuchß und dem Habich (IV 44).
Sanct Peter, der Gott sein wollte (p. 115).	Wie Sanct Peter wolte Gott sein (IV 94).
* Der kranke Esel (p. 74).	Vom Kranken Esel (II 90).
* Der Löwe und der Stier (p. 110).	Vom Löwen und Ochssen (III 64).
** Der Bräutigam und der Tod (p. 15).	Vom alten Mann und dem Todt (III 25).
** Die Spinne und das Podagra (p. 33).	Von der Spinnen und Podagra (II 31).
** Der Esel und der Stier (p. 53).	Vom Esel und dem Rinde (II 39).
** Der Fuhrmann und der Gott Hercules (p. 73).	Vom Bawren und dem Gott Hercule (II 14).
** Der Staar und die Hähne (p. 75).	Ven etlichen Hanen und einer Spree (III 28).
** Die Spinne und die Schwalbe (p. 80).	Von der Spinnen und der Schwalben (II 35).
** Der Hund und der Wolf (p. 103).	Vom Hund und Wolffe (III 63).
** Der Esel und der Hase (p. 106).	Vom Esel und Hasen (III 21).
Der Hecht und der Hey (p. 8).	Von einem Hecht (III 8).
Der Pfau und der Kranich (p. 9).	Vom Pfawen und Kranchen (I 99).
Der Knabe und der Stieglitz (p. 11).	Vom Knaben und einem Stiglitz (II 72).
Der Bischof und der Bettelbube (p. 20).	Vom Bischoff und einem Lotterbuben (II 75).
Der Dichter und der Bauer (p. 25).	Vom Poeten und Bawren (III 1).
Der Jagdhund und die Stadthunde (p. 26).	Von den Stadt- und Dorffhunden (II 63).
Der Krammetsvogel und die Schwalbe (p. 27).	Vom Krametvogel und der Schwalben (II 59).
Die Wölfe und der Rabe (p. 29).	Vom Wolffen und dem Rappen (II 29).
Der kranke Bauer (p. 30).	Von einem kranken Bawren (IV 46).
Der Aal und die Schlange (p. 40).	Vom Ael und der Schlangen (II 48).
Die Schnecke und die Frösche (p. 45).	Von der Schnecken und den Fröschen (II 65).
Der Adler und der Wiedehopf. (p. 55).	Von der Wiedehopffen (II 76).
Der Löwe, der Stier und der Ziegenbock (p. 57).	Vom Löwen und Ochssen (I 85).
Der Bauer mit den Birnen (p. 58)	Vom Pfaffen und der Birne (II 77).
Der Teufel und das alte Weib (p. 60).	Vom alten Weibe und dem Teuffel (II 64).
Der gefangene Trompeter (p. 66).	Von einem Trummeter (I 55).
Der Greis und die junge Frau (p. 68).	Von einem unvorsichtigen Alten (II 56).
Der Esel, der Affe und der Maulwurf (p. 69).	Vom Esel, Affen und Maulwerff (II 49).
Der Jäger und die Wachtel (p. 71).	Vom Weydtmann und einer Wachteln (III 75).
Der Jüngling und die Schwalbe (p. 72).	Von einem Gesellen und einer Schwalben (III 71).
Der wehmütige Abschied (p. 76).	Vom Weibe, die jres Bulen abzug beweinet (II 46).
Die stolze Fliege (p. 79)	Von einer Fliegen (II 47).
Die junge Frau im Beichtstuhl (p. 83).	Wie ein junge Fraw beichtet (IV 11).
Der Bär und die Bienen (p. 86).	Vom Beren und den Bynen (II 69).
Der Frosch ein Doctor (p. 90).	Vom Frosch und Fuchß (I 91).
Der unvermuthete Ehesegen (p. 92).	Von einem Kauffmann und seinem Weibe (IV 71).
Die Schley in der Fremde (p. 108).	Von der Schleyen und dem Meerkalb (II 19).
Die Fliege und die Bienen (p. 111).	Von der Mucken und einer Bynen (III 20).

[1]) Vgl. die Moralen bei Loqman und Babrius.

[2]) Links stehen die Fabeln Zachariäs, rechts die entsprechenden des B. Waldis. Die Nachweisungen bei H. Kurz sind nicht vollständig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die ersten 5 dieser Fabeln haben weder bei Äsop noch bei La Fontaine noch bei Loqman eine Entsprechung. Alle anderen (38) sind bei Äsop oder bei einem anderen alten Fabulisten behandelt.[1]) Die beiden mit einem Sternchen versehenen Fabeln behandeln Stoffe, die bei Loqman[2]), die mit zwei Sternchen versehenen solche, die bei La Fontaine Entsprechungen haben.[3])

Bei allen 43 Fabeln aber hat Zachariä den B. Waldis als Quelle benützt. Äsop bot ihm nichts als das Gerippe der Handlung, das er bei B. Waldis auch fand. Von der Darstellung Loqmans und La Fontaines aber weicht er bei den betreffenden Fabeln, wie ein vergleichender Blick zeigt, ab.

Bei der Ausführung im einzelnen zeigt Zachariä bald mehr, bald weniger Selbständigkeit gegenüber B. Waldis. Am freiesten verfuhr er bei den Fabeln „Der Adler und die Eidechs", „Der Aal und die Schlange", „Der wehmütige Abschied" (pp. 15, 40, 76): Er erfand zu jeder derselben eine Vorgeschichte. In den kongruenten Teilen aber zeigt sich sofort Gleichheit des Sinnes. Auch die Fabeln „Der Fuchs, der Wolf und die Affen", „Der Jagdhund und die Stadthunde" zeigen Gleichheit in den wesentlichen Punkten. Alle übrigen Fabeln weisen nicht nur Gleichheit des Sinnes, sondern auch wörtliche Übereinstimmung in bald größerem, bald geringerem Maße auf. Einzelne sind nichts anderes als Übertragungen aus der Sprache des 16. Jahrhunderts in die des 18.; z. B. „Der Dichter und der Bauer" (p. 25), „Der Greis und die junge Frau" (p. 68), „Der Jäger und die Wachtel" (p. 71), „Der Staar und die Hähne (p. 75), „Die stolze Fliege" (p. 79).

Bei anderen hat Zachariä aus verschiedenen Gründen [z. B. Streben nach Korrektheit in der Sprache, in der Materie, in der Charakteristik der Personen und Tiere, satirische Absichten] unbedeutende Änderungen angebracht. Bei der ästhetischen Würdigung der Fabeln wird sich Gelegenheit bieten, auf diese Änderungen hinzuweisen. Bei der Fabel „Sanct Peter, der Gott sein wollte" (p. 115) hat er die weitläufige und zur Fabel nicht notwendig gehörende Einleitung, die bei B. Waldis mehr Verse umfaßt als die Erzählung selbst, weggelassen.

Zachariä hat es geflissentlich vermieden, Stoffe zu behandeln, welche von modernen Fabeldichtern, besonders von Hagedorn und Gellert, schon bearbeitet worden waren. Wir finden nur zwei Fabeln, deren Stoffe schon Gellert behandelt hatte. Die eine, „Der Dichter und der Bauer" (p. 25), hat mit der Gellertschen Fabel „Der gütige Besuch"[4]) gar keine Ähnlichkeit. Bei der andern, „Der verurteilte Soldat" (p. 81), hat er sich dem Einflusse der Gellert'schen Fabel „Der beherzte Entschluß"[5]) allerdings nicht entzogen. Wie Gellert läßt er die Ort und Zeit bestimmende Einleitung ganz weg und gibt das Kostüm des 16. Jahrhunderts auf, es durch das des 18. ersetzend. Bei B. Waldis ist der Held der Fabel ein junger Landsknecht, der wegen der Ermordung eines Bürgers hingerichtet werden soll. Wie Gellert ändert das Zachariä dahin um, daß er den jungen Mann, den er bloß „Soldat" nennt, im trunkenen Zustande eine Übeltat begehen läßt. [Die nähere Ausführung, daß derselbe einen Wirt erschlagen hat, entlehnt er von Gellert nicht, wohl, um zu große Ähnlichkeit zu vermeiden.] So wie bei Gellert macht auch bei Zachariä die Schönheit des jungen Mannes einen tiefen Eindruck auf die Menge, besonders auf

---

[1]) Vgl. die Nachweisungen bei H. Kurz, a. a. O., II Bd., Anmerkungen.

[2]) Der ersteren entspricht die Loqman'sche Fabel Les Fouines et les Poules (fab. 33, p. 10), der letzteren Le Lion et le Taureau (fab. 4, p. 2).

[3]) Die entsprechenden Fabeln La Fontaines sind der Reihe nach: La Mort et le Mourant (VIII 1); La Goutte et l' Araignée (III 8); Le Vieillard et l' Ane (VI 8); Le Chartier embourbé (VI 18); La Perdrix et les Coqs (X 8); L' Araignée et l' Hirondelle (X 7); Le Loup et le Chien maigre (IX 10); Le Lion s'en allant en guerre (V 19).

[4]) p. 104 der „Fabeln uud Erzählungen" Gellerts. [Gellerts sämtliche Schriften, Berlin und Leipzig 1867, I. Bd].

[5]) Ebendaselbst p. 199.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das weibliche Geschlecht. Das Äußere des Soldaten beschreibt er fast mit denselben Ausdrücken wie Gellert, nur daß Zachariä selbst ihn beschreibt, während bei Gellert diese Beschreibung einer alten Jungfrau in den Mund gelegt wird, die sich in den prächtigen Burschen verliebt hat. Die Satire auf das Liebesbedürfnis der alten Jungfrau finden wir bei Zachariä nicht. Bei ihm ist das Frauenzimmer, das sich in den Soldaten verliebt, ein Mädchen wie bei B. Waldis. [Bei diesem ist aber das junge Weib von Freunden des Verurteilten und mitleidigen Leuten gedungen, für den Landsknecht beim Rate zu bitten.] Auch sonst finden sich Ähnlichkeiten zwischen Gellert und Zachariä.

Gellert.	Zachariä.
Ein guter, ehrlicher Soldat, Der [denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?] Im Trunke seinen Wirt erschlagen, Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat Den Lohn durchs Schwert davonzutragen.	Ein junger tapferer Soldat Ward wegen einer Übeltat, Die er in bösem Trunk begangen, Dafür sein Urteil zu empfangen, Hinausgeführt.
— — — — — — — — — — — —	— — — — — — — — — — — —
Besonders gieng sein schmählich Ende Auch einer alten Jungfrau nah.	Vor allem ward er, wie man sagt, Vom weiblichen Geschlecht beklagt.

Andrerseits weicht Zachariä sowohl von B. Waldis als auch von Gellert in dieser Fabel ab. Diese beiden stellen den Vorgang des Losbittens und der Verkündigung des bedingten Freispruches ziemlich verworren dar. Bei B. Waldis wird gesagt, daß sie den Landsknecht beim Rate losbat; sie eilt zur Richtstätte, um ihn zu retten. Da spricht der Richter zum Landsknecht:

„Zum Todt verurtheilt bist durchs Recht;
Aber diese Dirn ist hin gtreten,
Und hat dirs Leben heut erbeten
Mit solchem bding und dem bescheid,
Das du nach weis der Christenheit
Dieselbig zu der Ehe solt han.
Sie sey dein Weib und du jr Mann.“

Es fehlt hier offenbar etwas: Es wird nicht gesagt, daß das junge Weib auf der Richtstätte die Freisprechung verkündigte. B. Waldis setzt dies wohl als selbsverständlich voraus. Bei Gellert

[„Sie lief und schrie und bat ihn los,
Indem Johann schon niederkniete“]

bleibt es im Unklaren, wo sie ihn losbat, doch nach Vers 8 [. . . „daß er noch beim König Gnade fände“] zu schließen, stellte er sich wohl vor, daß sie die Gnade des Königs erfleht hatte.[1]) Darauf verkündet der Richter ganz ähnlich wie bei B. Waldis:

„Johann (fieng drauf der Richter an),
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst, so schenk ich dir das Leben.“

Bei Zachariä ist die Sache so dargestellt: Wie der junge Soldat schon niedergekniet ist und der Henker zum tödlichen Streiche ausholt, erschallt ein Halt und ein Mädchen ruft mit ängstlichem Geschrei:

„Pardon! Pardon! Ihr Leute denkt!
Man hat sein Leben mir geschenkt.
Ich fiel dem Landesherrn zu Füßen,
Und ließ so lange Thränen fließen,
Bis ich vom Tod ihn losgemacht.
Ihm ist Verzeihung zugedacht,
Wenn er zur Frau mich nehmen will.“

---

[1]) Nach Vers 21—26 könnte man vermuten, daß sie ihn beim Richter losbat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zachariä erreicht einen Höhepunkt, indem er im entscheidenden Augenblicke das Frauenzimmer redend einführt und alle wichtigen Punkte in ihrer Rede zusammenfaßt. Dadurch wurde der Richter überflüssig.[1])

Nur drei Fabeln behandeln Stoffe, die schon in den „Fabeln und Erzählungen" Hagedorns bearbeitet sind: „Der Aal und die Schlange" (p. 40)[2]), „Der Esel, der Affe und der Maulwurf" (p. 69)[3]), „Der wehmütige Abschied" (p. 76)[4]); doch zeigen diese drei Fabeln Zachariäs, abgesehen von dem Gerippe der Handlung, wie B. Waldis und Hagedorn es bei Abstemius[5]) vorfanden, nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit den entsprechenden Fabeln Hagedorns.

II.

Zachariäs „Fabeln und Erzählungen in B Waldis' Manier", verglichen mit B. Waldis und der Fabeldichtung des XVIII. Jahrhunderts.

Zachariä hat seinen Fabeln und Erzählungen im Titel die Bestimmung hinzugefügt „in Burkard Waldis Manier". Eine ästhetische Beurteilung der Fabeln wird in letzter Linie immer darauf abzielen, die Bedeutung und den Sinn dieses Zusatzes zu erklären. Wir müssen zu diesem Zwecke die Fabeln Zachariäs mit den entsprechenden seines Vorgängers vergleichen und zugleich sehen, welche Konzessionen der moderne Fabeldichter dem Geschmacke seiner Zeit gemacht hat.

Gleich die Vergleichung der ersten Fabel „Der Fuchs, der Wolf und die Affen" (p. 3) mit der Waldis'schen „Vom Fuchß und Affen" (IV, 7) weist auf einen bedeutenden Unterschied zwischen beiden Fabeldichtern hin. Bei B. Waldis reden die Tiere im naiven, volkstümlichen Tone und sie benehmen sich so wie die Menschen des XVI. Jahrhunderts. In ihrem Reden und Tun spiegeln sich Sitten und Gewohnheiten der Zeit getreu wieder. Der Fuchs gibt sich den Anstrich eines Biedermannes, etwa eines wackeren Spießbürgers des XVI. Jahrhunderts, um das Vertrauen der „Äffin" zu gewinnen.

Ganz anders bei Zachariä. Da sprechen die Tiere in dem eleganten französischen Konversationston, den La Fontaine in der Tierfabel eingebürgert, den Hagedorn und Gellert in Nachahmung des Franzosen in ihren Fabeln zur Anwendung gebracht hatten. Die Phrasen sind gedrechselt und geschraubt, das Benehmen, die gesellschaftlichen Manieren der Tiere sind der vornehmen, französisch gebildeten Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts entlehnt. So heißt es vom Fuchs:

„Er machte sich deshalb gar zierlich
Zur Affinn, bückte sich manierlich
Bis auf die Schuh, und sprach: Madam,
Daß ich den Weg zu ihnen nahm,
Ist aus der Ursach blos geschehn,
Die schönen Kinderchen zu sehn,
Womit sie vor gar kurzer Zeit
Den werthen Herrn Gemahl erfreut.
O zeigen Sie doch Ihrem Knecht
Von ihrem adligen Geschlecht

---

[1]) Mir will scheinen, als ob Zachariä mit dieser Fabel einen glücklichen Griff getan habe, obwohl der Rezensent der Fkft. Gel. Anz. der gegenteiligen Ansicht ist. [„Der verurtheilte Soldat": hier verurtheilt auch Gellerts Fabel den neuen B. Waldis durch ihre Vergleichung.]

[2]) Friedrichs von Hagedorn poetische Werke. Herausgeg. von J. J. Eschenburg, Hamburg, bei Aug. Campe 1825, Bd. II, p. 40.

[3]) Ebendaselbst p. 41.

[4]) Ebendaselbst p. 119.

[5]) ap. Nevel. f. 17, 18, 15 (p. 542, 541).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die beyden liebenswürd'gen Zweige.
Daß ich mich auch vor ihnen beuge.
Ihr Gnaden glauben sicherlich,
Ein rechter Kindernarr bin ich!
Als dieses die Frau Affinn hört,
Gar freundlich sie sich zu ihm kehrt;
Reicht ihm die Hand und spricht zum Mann:
Sieh doch den art'gen Fremdling an!
Er kömmt hieher mit müden Füßen
Blos, unsre Kinderchen zu küssen.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — mein Herr, nicht wahr,
Wenn ihr's aufrichtig wollt gestehn,
Was Schöners habt ihr nie gesehn? [1])

Zachariä ist dem B. Waldis in der Kunst der Komposition weit überlegen. B. Waldis' Fabeln weisen in der Regel keine logische Gedankenfolge auf: Der alte Fabulist kehrt sich nicht um die Regeln einer streng logisch gegliederten Disposition; wie ihm die Gedanken und Einfälle kommen, in der Reihenfolge gibt er sie wieder; er unterbricht einen Gedanken, geht auf einen anderen über, um erst wieder später auf den früheren zurückzukommen. Solche Unterbrechungen erschweren die Lektüre. So spricht in der Fabel „Vom Pfawen und Kranchen" (I, 99) der Pfau erst von sich, dann vom Kranich, dann wieder von sich. Bei Zachariä [2]) zerfällt die prahlerische Rede des Pfaues in zwei Teile: Er lobt zuerst sich, dann schmäht er den Kranich. Das gleiche zeigt sich bei der Verteidigungsrede des Kranichs: Bei B. Waldis spricht der Kranich abwechselnd von sich, dann vom Pfau, dann wieder von sich und dann wieder vom Pfau. Bei Zachariä lobt er zuerst seine Vorzüge und hebt dann die Nachteile des Pfaues hervor. In der Fabel „Vom Aal und der Schlangen" (II, 48) sagt der Aal zu der Schlange: „Wie kommt es, daß die Leute mich fangen? Wir beide sind doch einander sehr ähnlich. Dich aber fängt man nicht." Bei Zachariä [3]) ist die Reihenfolge der Gedanken die folgende: „Wie kommt es, daß die Leute mich fangen, dich aber nicht? Wir sind einander doch sehr ähnlich."

Das gleiche Streben, den verworrenen Gedankengang bei B. Waldis zu ordnen, zeigt eine Vergleichung der Rede des Trompeters Peter in den beiden Fabeln „Von einem Trummeter" (I, 55) und „Der gefangene Trompeter" (p. 66).

„Laßt mich doch los!
Ihr wißt, daß ich nicht mitgekriegt,
Und euch kein Leides zugefügt!
Mein Säbel wurde nicht gezückt
Und mein Pistol nicht losgedrückt!
Das bischen Blasen auch allein
Wird ja so strafenswerth nicht seyn."

„laßt euch sagen,
Und habt mitleiden mit mir armen,
Meiner unschuld laßt euch erbarmen.
Bin in kein Harnisch nie geschloffen.
Jr findt bey mir noch wehr noch waffen,
Denn allein diese klein Trummeten;
Drum wöllet mir mein leben retten.
Ich hab euch keinen nie geschlagen,
Oder zu euch jr kein Haß getragen.
Wenn ich auch gwollt, hett ich doch nit
Jr keinem schaden tun hiemit."

Nach meiner Empfindung ist die Rede des Trompeters bei B. Waldis viel natürlicher. In den verworrenen Worten drückt sich die Angst des Gefangenen aus. Bei Zachariä berührt das streng Logische eher peinlich und gemacht, es ist der Situation nicht angepaßt.

In der Fabel „Von einem Kauffmann und seinem Weibe" (IV 71) sagt der Kaufmann zu seiner Frau: „Ich muß zu Schiff in Geschäften verreisen. Gleich darauf kommt: „Nun wars in mitten Sommers Zeit." Dann wieder:

---

[1]) Vgl. Benehmen und Reden des Podagra in der Fabel „Die Spinne und das Podagra" (p. 33), des Pfaues und des alten wälschen Huhnes in der Fabel „Der Pfau und das wälsche Huhn" (p. 41), des Frosches in der Fabel „Der Frosch, ein Doktor" (p. 90).

[2]) „Der Pfau und der Kranich" (p. 9).

[3]) „Der Aal und die Schlange" (p. 40).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Er nam mit jm denselben Knaben.
Sprach: Das ich mög Gesellschaft haben!
Wie er nauß kam, verkaufft zuhandt
Den Knaben weit in frembde Landt“ — —

Bei Zachariä („Der unvermuthete Ehesegen“ p. 92) entspricht folgende Stelle:

„Nach sieben Jahren gieng der Mann
Aufs neu zur See und nahm den Knaben,
Um Zeitvertreib an ihm zu haben,
Mit auf die Reise; gab ihn da“ — — —

Aus demselben Grunde hat er auch den Anfang der Fabel „Von der Spinnen und der Schwalben“ (II 35) geändert, um die unbeholfene und unklare Ausdrucksweise und die Wiederholungen der Synonyma zu vermeiden.[1])

Während B. Waldis das Nebensächliche und das Hauptsächliche mit derselben Ausführlichkeit behandelt und dabei oft die Hauptsache, die Handlung der Fabel, aus dem Auge verliert, bleibt bei Zachariä die Handlung der Fabel immer die Hauptsache, die Abschweifungen des B. Waldis läßt er weg oder kürzt sie. Besonders die Einleitungen sind bei B. Waldis ziemlich weitschweifig und enthalten Elemente, die zur Fabel nicht in Beziehung stehen. So erzählt B. Waldis am Beginn der Fabel „Vom Fuchß und Affen“ (IV 7) ziemlich weitläufig:

„Der Fuchß eins tags lieff under Thier,
Das er möcht hören newe mer.
Er hört, wie die Aff jungen het,
Und leg zum Hayn im Kindbeth.
Wolt morgen halten Sechswochen
Mit jrn Gvattern, hat abgestochen
Ein feyßtes Zickel, das Gesotten,
Auch Hüner und Caponen broten,
Von Eyern, Ram ein Kuchen bachen.“

Zachariä sagt bloß:

„Ein Fuchs, der lange schon geschmachtet,
Umsonst nach manchem Huhn getrachtet,
Erfuhr, daß eines Affen Frau
Im Kindbett sey.“

Gleich am Beginn der Fabel „Von der Spinnen und Podagra“ (II 31) erzählt B. Waldis mit breiter Behaglichkeit ausführlich und anschaulich der Reihe nach, was sich ereignet, die kleinsten Umstände, das Nebensächliche wird gewissenhaft ausgeführt, kurz B. Waldis ist ein Meister in der Schilderung des epischen Details, es zeigt sich bei ihm eine kindlich naive Freude am Erzählen. Er berichtet, wie die Spinne, um von ihrer Arbeit auszuruhen und um sich die Welt anzusehen, auf Wanderschaft geht, wie sie, auf dem Wege sich umblickend, „die“ Podagra erblickt, wie diese die Spinne anspricht und ihr den Vorschlag macht, sie möchten zusammen wandern, wie sie nun beide miteinander dahinziehen, bis sie zu einem „Flecken“ kommen, wo sie Beratung halten und beschließen einzukehren. Zachariä[2]) beginnt so: Spinne und Podagra, welche aus Abenteuerlust und Eigensinn in die Welt gezogen sind, begegnen einander auf der Straße; das Podagra macht den Vorschlag, in die vor ihnen liegende Stadt zu gehen. Das Streben Zachariäs zu kürzen hat hier eine Unklarheit verursacht: Die ersten Worte lassen die Annahme zu, daß beide miteinander ausgezogen sind, gleich darauf heißt es aber: Sie trafen unterwegs zusammen.

Das philosophische Gespräch, mit dem B. Waldis seine Fabel „Wie Sanct Peter wollte Gott sein“ (IV 95) einleitet und das unverhältnismäßig länger

[1]) Vgl. Zachariäs Fabel „Die Spinne und die Schwalbe“ (p. 80).
[2]) „Die Spinne und das Podagra“ (p. 33).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist als die eigentliche Fabel[1]), skizziert Zachariä nur in kurzen Worten (Vers 1—12).

Nur dann, wenn sich Gelegenheit zu satirischen Ausfällen bietet, behält Zachariä die Breite und Ausführlichkeit des B. Waldis bei, ja er geht über diesen hinaus. So bei der Beschreibung des Schicksals der Spinne im Hause des reichen Mannes oder bei der Schilderung der Bewirtung des Podagra im Hause des reichen Mannes.[2]) Im ersten Falle erzählt B. Waldis[3]), daß die Spinne im ganzen Hause vor der fegenden Magd keine Ruhe finden kann. Zachariä bringt eine satirische Steigerung an. Das erstemal wird das Gewebe von der Magd weggefegt; nachdem es die fleißige Spinne wieder hergestellt hat, kommt ein naseweiser „Pursche" daher, der es aus Mutwillen mit dem Hute zerstört. Unverdrossen webt die Spinne ihr Netz zum drittenmale.

„Da trat ein junges Fräulein her,
Das sah am Fenster ungefehr
Die Spinne hangen, und schrie laut:
Ach! Herr Baron! mir graut, mir graut!
Und wies mit Schrecken auf die Spinne.
Kaum ward der Herr Baron sie inne,
So zog er wie ein Held den Degen,
Fieng an, im Netz herumzufegen,
So daß mit Noth die Spinn entkam
Und aus dem Saal den Abschied nahm."

Hier überwiegt die Satire auf das zimperliche Fräulein und den tapferen Herrn Baron bei weitem das Interesse an der Handlung.

Im zweiten Falle (bei der Bewirtung des Podagra im Hause des Reichen) beschreibt B. Waldis eine reich besetzte Tafel, wie sie im Hause eines reichen Patriziers des 16. Jahrhunderts wohl üblich war. Auch Zachariä beschreibt mit epischer Ausführlichkeit die Leckerbissen bei dem üppigen Mahle, es sind jedoch die Speisen und Getränke, wie sie der Feinschmecker seiner Zeit liebte: meist französischsche und englische Leckerbissen. Auch hier sucht er den alten Fabulisten an realistischer Ausführlichkeit zu überbieten. So zählt er nicht weniger als fünf verschiedene Austerngerichte auf. Die Satire auf die Feinschmecker und Leckermäuler ist als gelungen zu bezeichnen.

In der Fabel „Vom Weibe, die jres Bulen abzug beweinet" (II 46) ergeht sich B. Waldis in satirischen Vergleichen über das Treiben des schlechten Weibes:

Zachariä ersetzt die sprichwortartigen volkstümlichen Redensarten, wohl weil sie ihm zu derb und roh waren, durch eine Schilderung der Geriebenheit der Grisette: Er schildert ihre gut gespielte Sprödigkeit, das Flehen und Sehnen des betörten jungen Mannes; seine Geschenke werden genau aufgezählt und beschrieben, während B. Waldis nur in allgemeinen satirischen Vergleichungen die Ausbeutung andeutet.

Wo sich aber keine Gelegenheit zur Satire bietet, dort zeigt er das deutliche Bestreben, die überall gleichmäßige Ausführlichkeit des B. Waldis zu kürzen, die Fäden der Handlung straff anzuziehen. So kürzt er die Beschreibung des Schicksals des Podagra im Hause des Armen und beschränkt sich auf die wichtigsten Punkte.

B. Waldis erzählt ferner immer vom Standpunkte der handelnden Personen und Tiere aus. Was diese nicht wissen können, läßt er sie sich gegenseitig erzählen, wenn er es auch selbst schon früher erzählt hat. Daher die wiederholte Beschreibung der Erlebnisse der Spinne und des Podagra im Hause des Reichen. Zachariä dagegen stellt sich auf den Standpunkt des Lesers oder Zuhörers; er vermeidet die vorhin erwähnten Wiederholungen, indem er nur

[1]) Das Verhältnis der Verszahl ist 200:72.
[2]) „Die Spinne und das Podagra" (p. 33)
[3]) „Von der Spinnen und Podagra" (II 31).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kurz erwähnt, daß das bereits früher Gesagte von der Spinne dem Podagra (beziehungsweise umgekehrt) erzählt wurde.

Zachariä ist auch insofern ein bewußt arbeitender Dichter, als er sich peinlich bemüht, sachlich korrekt zu sein. Dieses Streben ist auch der Grund vieler Änderungen. In der Fabel „Die Spinne und das Podagra“ (p. 33) begründet er, warum die beiden in den vor ihnen liegenden Ort gehen: Sie sind sehr müde. Bei B. Waldis fehlt diese Begründung. Bei dem alten Fabulisten beschließen ferner die beiden:

„Ein jeder solt gehn in die Stadt,
Der erste Wiert, so jm für kom,
Jn mit jm in sein bhausung nem,
Dem wolt er folgen williglich.“

Der Spinne begegnet ein reicher Bürger, der sie auffordert, mit in sein Haus zu gehen, er wolle mit ihr alles teilen, was Gott und das Glück ihm zuteil werden ließen. Dieses alte, in Märchen sehr häufige Motiv läßt Zachariä fallen, vielleicht, weil es ihm zu abgebraucht oder zu naiv war oder weil er es nicht auf den Zufall ankommen lassen wollte, daß die beiden gerade zu Leuten kommen, zu denen sie nicht passen. Darum stellt er die Sache so dar: Das Podagna ist so müde von der Wanderung, daß es nicht weiter kann als bis zum ersten Hause des Ortes; dieses gehört aber dem Armen. Die Spinne geht ein Stück weiter und sucht sich das Haus eines Reichen aus.

In der Fabel „Der Knabe und der Stieglitz“ (p. 11) schildert Zachariä weit ausführlicher als B. Waldis[1]) die Pflege des Vogels durch den Knaben. Die Fabel des B. Waldis lautet:

„Es hat ein Knab ein Stiglitz gfangen,
Im Kevit an ein Fenster ghangen.
Zuletzt der Stiglitz fandt ein Loch.
Da kroch er nauß; er rieff jm noch
Und sprach: „was unglücks hat dich troffen,
Drumb das du bist hinausgeschloffen?
Hab dir doch alles gnug gegeben,
Davon die Stiglitz mögen leben.
Ich bitt dich, komm doch wieder rein!“
Der Stiglitz antwort jm, sprach: „nein!
Hir leb ich frey und unverzagt,
Iß, wenn mirs, nicht wenn dirs behagt.“

Bei Zachariä ist der Knabe offenbar reich. Er hat den Vogel nicht selbst gefangen, sondern dieser wurde ihm zum Geschenk gemacht. Er tut alles, um ihm das Leben angenehm zu machen; er sucht ihm selbst das beste Futter, er füllt sein Glas immer mit frischem Wasser, er läßt das Vogelhaus vergolden. Indem Zachariä so auf der einen Seite eine Steigerung erhält, wird der Hauptgedanke, der natürliche Freiheitsdrang des Vogels, mehr hervorgehoben: Trotzdem der Stieglitz es bei dem reichen Knaben so gut hat, nimmt er die Gelegenheit zur Wiedergewinnung der Freiheit wahr.

In B. Waldis' Fabel „Vom Bischoff und einem Lotterbuben“ (II 75) heißt es gleich im Anfang:

„Zum Bischoff kam ein Lotterbub,
Sein Bengel gegen jm aufhub.“

Daraufhin würde man erwarten, daß der „Lotterbub“ im folgenden dem Bischof unter Drohungen Geld abfordern werde. Das ist aber nicht der Fall: Der ganze Inhalt und die Tendenz der Fabel ist dagegen. Diesen Widerspruch hat Zachariä beseitigt, indem er sagt:

„Einst gieng ein Bischof durch die Stadt,
Ein Bettelbube zu ihm trat, — — —“

---

[1]) „Vom Knaben und einem Stiglitz“. (II 72).
[2]) „Der Bischof und der Bettelbube“ (p. 20).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In der Fabel „Der Dichter und der Bauer“ (p. 25) motiviert Zachariä, wieso der Bauer bei dem gelehrten Mann eintreten konnte: Er läßt letzteren als Besucher bei einem Bauer sich aufhalten und sich mit Studien beschäftigen.[1]) Er läßt in der Fabel „Der Krammetsvogel und die Schwalbe“ (p. 27) den ersteren den Grund anführen, warum er nicht mehr bei seinesgleichen bleiben, sondern mit der Schwalbe zusammen wohnen will:

„Ihr wißt, gar wenig reizet mich
Der Umgang unserer Verwandtschaft.“

Bei B. Waldis ist dieser Gedanke wohl nicht ausgesprochen, aber zwischen den Zeilen zu lesen, da ja darauf die Fabel beruht: Auch das ist charakteristisch für Zachariä, daß er dort, wo B. Waldis einen Gedanken bloß andeutet, diesem Gedanken klaren Ausdruck verleiht.

In der Fabel „Die Wölfe und der Rabe“ (p. 29) läßt er den letzteren aus sicherer Entfernung von einem Baume herab zu den Wölfen sprechen, während es bei B. Waldis bloß heißt[2]): „Da that der Rapp an sie begehren und sprach.“

Zachariä motiviert, wieso Aal und Schlange,[3]) da doch der erstere im Wasser, die letztere auf dem Lande lebt, zusammenkommen: Er läßt den Aal, der dem Netze des Fischers entflieht, in das Ufergras schlüpfen, wo die Schlange sitzt.[4])

Aus Gründen der sachlichen Korrektheit läßt er in der Fabel „Der Teufel und das alte Weib“ (p. 60) dieses nicht wie B. Waldis[5]) auf einen Feigenbaum, sondern auf einen Kirschbaum steigen, da Feigenbäume in Deutschland nicht wachsen.

In der Fabel „Der kranke Esel“ (p. 74) erwähnt er gleich anfangs, daß der Esel auf einer harten Bank in einem Stalle, also in einem geschlossenen Raume lag, da dies für die Fabel von Bedeutung ist. B. Waldis[6]) hat sich wohl auch die Situation so vorgestellt; Zachariä aber spricht es gleich anfangs aus, um jedes Mißverständnis auszuschließen.

Den Abschied des jungen Edelmannes in der Fabel „Der wehmüthige Abschied“ (p. 76) motiviert er damit, daß er den jungen Mann von seinem Vater abberufen werden läßt. Er gibt den Grund an, warum der Frosch nicht mehr länger im Wasser bleiben will, sondern auswandert: Die Zeit wird ihm im Wasser zu lang.[7])

Zuweilen tritt die Absicht, alles zu motivieren, das Streben nach sachlicher Korrektheit, allzudeutlich hervor. So, wenn es in der letzten Fabel, „Sanct Peter, der Gott sein wollte“ (p. 115) heißt: „Sie [das Weib mit der Ziege] sagte ziemlich laut für sich![8])

In der Fabel „Der Bräutigam und der Tod“ (p. 15) hat Zachariä aus Gründen der sachlichen Korrektheit eine Vorgeschichte erfunden. Nach der Darstellung des B. Waldis[9]) erscheint der Tod einem alten Manne und fordert ihn auf, ihm zu folgen. Der Alte bittet ihn, er möge ihm noch Zeit lassen, sein Testament zu machen, worauf der Tod erwidert, dazu habe er früher genug Zeit gehabt und er habe sich ihm oft genug ankündigen lassen. Der alte Mann

---

[1]) „Vom Poeten und Bawren“ (III 1).
[2]) „Vom Wolffen und dem Rappen“ (II 29).
[3]) In der Fabel „Der Aal und die Schlange“ (p. 40).
[4]) Vgl. des B. Waldis Fabel „Vom Aal und der Schlangen“ (II 48).
[5]) Vgl. des B. Waldis Fabel „Vom alten Weibe und dem Teuffel“ (II 64).
[6]) Vgl. des B. Waldis Fabel „Vom Krancken Esel“ (II 90).
[7]) „Der Frosch, ein Doctor“ (p. 90). Vgl. B. Waldis' Fabel „Vom Frosch und Fuchß“ (I 91).
[8]) Vgl. B. Waldis' Fabel „Wie Sanct Peter wolte Gott sein“ (IV 95). Petrus und der Herr hören die Worte des Weibes; daraufhin fordert der Herr Petrus auf, die Ziege zu hüten.
[9]) Vgl. B. Waldis' Fabel „Vom alten Mann und dem Todt“ (III 25).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

begreift nicht, wie das habe geschehen können, da er den Tod noch nicht vor sich gesehen habe. Dieser aber weist darauf hin, daß er nach der Reihe alle seine Bekannten, Männer, Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder, dahingerafft habe, daß er sich bei ihm selbst durch Krankheiten aller Art (des Magens, der Gesichts- und Gehörsorgane etc.) habe ankündigen lassen. Zachariä erreicht eine glückliche Steigerung, indem er dem Menschen, da er noch jung war, den Tod erscheinen läßt, und zwar in einem höchst prägnanten Zeitpunkte, da er eben die Freuden der Hochzeitsnacht zu genießen im Begriffe ist. Da kann er sich also später als alter Mann nicht mehr ausreden, daß er den Tod nicht vor sich gesehen habe. Der Tod läßt sich ferner durch die Bitten des Bräutigams erweichen, er sagt ihm sogar ein langes Leben zu und verspricht, ihn vor seiner Ankunft durch Zeichen zu warnen. Der Mann erreicht in der Ehe ein hohes Alter, er überlebt sein Weib und ist bereits 86 Jahre alt. Da stellen sich die Vorboten des Todes ein: Er wird nacheinander lahm, blind, halb taub.[1]) Nun kommt der Tod, um ihn zu holen. Der alte Mann protestiert: Er habe sein Haus noch nicht bestellt und die drei Zeichen wären noch nicht gekommen, sei es, daß er jene drei physischen Defekte wirklich nicht als die Boten des Todes aufgefaßt hat, sei es, daß er sich bloß unwissend stellt. Der Tod läßt diese Ausrede nicht gelten[2]) und nimmt den Alten mit.

Bei der Charakterisierung der Personen und Tiere hat Zachariä einige glückliche Griffe getan. So läßt er den Wolf an dem vollen Bauche des Fuchses[3]) erkennen, daß dieser gut geschmaust haben muß, während es bei B. Waldis heißt:[4])

„Herr Reynhart, ichs vernimm,
Ihr seit am guten Ort gewesen
Und habt ewren Kropff gar voll gelesen.“

Der Krammetsvogel in der Fabel „Der Krammetsvogel und die Schwalbe“ (p. 27) wird gut charakterisiert: Die Unerfahrenheit der Jugend, ihre Offenheit und Vertrauensseligkeit, das Hinausstreben über die Verhältnisse wird treffend gekennzeichnet. Das zimperliche Fräulein, den tapferen Herrn Baron, den Feinschmecker hat er trefflich geschildert.[5]) Vor allem ist ihm aber die Charakterisierung der Grisette in der Fabel „Der wehmüthige Abschied“ (p. 76) gut gelungen. B. Waldis ergeht sich in der entsprechenden Fabel[6]) in tautologischen satirischen Redensarten, in beißenden Vergleichungen und treffenden Sprichwörtern. Für diese Art der Satire hatte Zachariä kein Verständnis. Bei ihm ist das Frauenzimmer eine Sängerin in Neapel, eine vollendete Grisette, die einen jungen deutschen Edelmann durch ihre Ränke zu umgarnen weiß. Wie er es durch Bitten und Geschenke endlich dazu bringt, daß die scheinbar Spröde ihn erhört, wie er durch tägliche Geschenke (schöne Ringe, Dosen, Brillanten, Uhren, Brüsseler Kanten etc.) ihre Gunst zu bewahren trachtet, ist sehr gut geschildert. Während es ferner bei B. Waldis einfach heißt: „Als er nu scheiden mußt von jr“, gibt Zachariä als zwingenden Grund des Abschiedes den Abberufungsbrief des Vaters an. Auch ist es ein feiner Zug, den Edelmann in seinem wertvollen, goldbesetzten Mantel, seiner letzten Habe, zu der Grisette zum Abschied gehen zu lassen, weil dadurch der Wunsch der Sängerin, dieses kostbare Kleidungsstück zu besitzen, auf sinnfällige Weise rege gemacht wird.

---

[1]) Nicht ganz taub, da er ja sonst die Worte des Todes nicht verstehen könnte: Streben nach sachlicher Korrektheit.

[2]) Und zwar mit mehr Recht als bei B. Waldis, da bei Zachariä dem Menschen tatsächlich die Zeichen vorausgesagt werden.

[3]) „Der Fuchs, der Wolf und die Affen“ (p. 3).

[4]) „Vom Fuchß und den Affen“ (IV 7).

[5]) „Die Spinne und das Podagra“ (p. 33).

[6]) „Vom Weibe, die jres Bulen abzug beweinet“ (II 46).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Charakteristik des jungen Soldaten in der Fabel „Der verurtheilte Soldat“ (p. 81) hat Zachariä, wie schon oben erwähnt wurde, zum Teile von Gellert entlehnt.

Gut geraten ist die Charakteristik des ruhmredigen, aufgeblasenen Frosches[1]) und die der Schleie[2]).

In einer Reihe von andern Fällen aber steht er in der Charakterisierung der Personen und Tiere weit hinter B. Waldis zurück. Trotzdem er einen ganzen Schwall von Phrasen und große Geschwätzigkeit aufbietet, erreicht er doch nicht im entferntesten den köstlichen trockenen Humor, der in B. Waldis' Fabel „Vom Fuchß und den Affen“ liegt[3]). Bei Waldis läßt der Fuchs von dem Abscheu, den ihm die häßlichen jungen Affen einflößen, nichts merken und der alte Fabulist, der, völlig objektiv, nur das sagt, was die handelnden Tiere selbst wahrnehmen können, erwähnt mit keinem Worte, was sich der schlaue Fuchs im Innern denkt, er schildert nur sein äußeres Benehmen. Der Wolf, der dem Fuchs an Schlauheit nachsteht, kann die Äußerung des Abscheus nicht überwinden; den dadurch erreichten Kontrast in den Charakteren der beiden Tiere hat Zachariä verwischt, indem er schon vom Fuchse sagt:

„Der Fuchs erschrak. In langer Zeit
Hatt er nicht so viel Häßlichkeit
An irgend einem Thier erblickt“.

Auch die Überschwenglichkeit in dem Benehmen und in den Reden der Tiere, der moderne französische Konversationston und die feinen Manieren der guten Gesellschaft, deren sich die Tiere befleißen, erscheinen als eine Verwässerung gegenüber der naiven Komik und dem trockenen Humor des B. Waldis. Damit hängt auch der Unterschied in dem Verhältnis der beiden Dichter zu den Tieren zusammen. Der alte Fabeldichter zeigt eine gewisse Freude über die Schlauheit des Fuchses, aber mit seiner Sympathie steht er doch auf der Seite des Wolfes, dem Vertreter der „frummen und aufrichtigen leut“ (Vers 118). Darum läßt er auch den Wolf auf den Einwurf des Fuchses: „Hättest du den Mantel nach dem Winde gedreht, so wäre es dir nicht schlecht gegangen“, antworten:

„Da mags umbsehen!
Ich wil das heßlich zwar nit loben,
Solt ich auch nimmer zessen haben!“

Auch verrät B. Waldis Sympathie mit den einfältigen, aber gutmütigen und vertrauensseligen Affen, wie er denn überhaupt immer für die Niedrigen, für die von listigen Menschen Betrogenen Partei nimmt. Das hindert aber nicht, daß eine leise Ironie auf die Dummheit der Affen mit unterläuft.

Ganz anders Zachariä. Er zeigt eine entschiedene Vorliebe für den schlauen, listigen, lügnerischen Fuchs gegenüber dem Wolfe, der als eingebildet und allzu zuversichtlich geschildert wird. Die Satire auf die Affen, die bei B. Waldis ganz leise war, wird verstärkt. Er macht sich über die äffische Mutterliebe lustig; die Affenmutter lobt selbst ihre Kinder und nennt sie Schönste auf Erden. Während bei B. Waldis der alte Affe nur als Speisenträger fungiert, fällt er bei Zachariä dem Fuchse um den Hals. Bei B. Waldis freut sich die Affenmutter im Gefühle des Mutterglückes über das Lob des Fuchses und denkt still bei sich:

„Ich weiß wol, das Herr Reynhart
Ein kluger Mann und hochgelert,
Lobt nit, das nit ist lobenswert;
Ist nit so wie die groben Gsellen,
Die sich zu mir unfreundtlich stellen,
Wie da der Esel, Ochs und Ber,
Die nit einst zu mir hommen her
Wer weiß, wo wirs einmal noch straffen!“

---

[1]) „Der Frosch ein Doctor“ (p. 90).
[2]) „Die Schley in der Fremde“ (p 108).
[3]) Vgl. die Vergleichung der beiden Fabeln oben (p. 140 ff.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Für dieses naive, liebevolle sich Versenken in das Tierleben hat Zachariä kein Verständnis. Bei ihm gerät die läppische „Affinn“ vor Freude ganz außer sich.

Die ausgezeichnete Charakteristik des Landsknechtes in B. Waldis' Fabel „Vom alten Landsknecht und seiner Brawt“ (IV 16) hat bei Zachariä[1]) keine Entsprechung. Die Worte, die der alte, erfahrene Bär, der im Feldzuge General geworden, in der Fabel „Der Esel und der Hase“ (p. 106) spricht:

„Diese da (Esel und Hase)
Mag ich in der Armee nicht wissen,
Wir können sie gar wohl vermissen!
Sie würden uns doch nur entehren,
Drum laß sie sich zum Teufel scheeren!“

erscheinen matt gegenüber der kurzen, derben, in ihrer Urwüchsigkeit komischen Rede des Bären bei B. Waldis[2]):

„Was thut der forchtsam Haß
Und der Esel, das faule aß?
Ich mags nit undern Hauffen hom:
Laß lauffen und fürn Teuffel gohn“.

Desgleichen ist die humoristische Naivität und die heitere, gemütliche Ironie, die über des B. Waldis Legende „Wie Sanct Peter wolte Gott sein“ (IV 95) ausgebreitet ist, in der Bearbeitung Zachariäs[3]) verloren gegangen. Das zeigt sich besonders am Schlusse. Nachdem Petrus der Alten mit Mühe und Not die Ziege zurückgebracht hat, denkt er bei B. Waldis in seinem Sinne:

„Es bleib ein Gott auch, wer da wil!
Lieber bin ich ein armer Gsell,
Mit meiner Fischerey mich nehren,
Denn mich mit solcher sorg beschweren.
Ich sehe wol, wenn einr hat viel Küh,
So hat er auch dabey viel müh.
Groß Herrn groß Sorge haben müssen;
Mein lust wil ich nit mehr so büssen“.

Er spricht also im Gefühl seiner Beschämung den Herrn gar nicht an. Trotzdem heißt es:

„Drauff jm der Herr zur antwort gab,
Sprach: „Dis für deinen fürwitz hab!
Denn so gehts zu in aller Welt,
Keinem sein Ampt und Stand gefellt.“

Dadurch wird die Allwissenheit des Gottessohnes schön angedeutet. Die entsprechende Stelle bei Zachariä nimmt sich dagegen ziemlich trivial aus:

„Kaum ward er seines Herrn gewahr;
So rief er kraftlos, schwach und matt:
Ich bin des Weltregierens satt!
Ich Thor! Wie? ich will der Natur
Und all und jeder Kreatur
Vom Menschen bis zum Vieh gebieten,
Und kann kaum eine Ziege hüten?
Nimm deinen Stab, Herr, wieder hin,
Ich will gern bleiben, der ich bin.“

Einige vortreffliche Charakteristiken des B. Waldis hat sich Zachariä übrigens zu eigen zu machen gewußt. So zeichnet er den verschmitzten Bauer in seiner Fabel „Der kranke Bauer“ (p. 30) ganz im Anschluß an B. Waldis[4]).

Auch die ausgezeichnete Schilderung des Tuns und Treibens der Spinne im Hause des Armen[5]) ließ sich Zachariä[6]) nicht entgehen.

---

[1]) „Der alte Reuter und seine Brawt“ (p. 88).
[2]) „Vom Esel und Hasen“ (III 21).
[3]) „Sanct Peter, der Gott sein wollte“ (p. 115).
[4]) „Von einem kranken Bawren“ (IV 46).
[5]) „Von der Spinnen und Podagra“ (II 31).
[6]) „Die Spinne und das Podagra“ (p. 33).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Die Spinne trat zum armen Mann
Indeß auch ihre Wallfarth an.
Sie fand bey ihm ein freyes Leben.
Fieng an zu haspeln und zu weben.
Nach Herzenslust mit Füßen. Händen.
An Thüren. Fenstern. Balken. Wänden.
Und machte sich manch schönes Netz
Nach ihres Eigensinns Gesetz;
Rund. mit viel Strahlen. krumm und schief.
Gleich. ungleich. seltsam. flach und tief.
So herrschte sie im ganzen Haus
Und niemand stört und trieb sie aus.“

„Die Spinn sich auch nicht lang besann.
Zohe ein zu einem armen Mann.
Begundt gemählich an zu heben
Zu spinnen. haspeln. spülen. weben.
An Thüren. Fenstern. Balken. Wenden.
Stricket mit Füßen und mit Henden
Das zerbrochne macht wider gantz.
Rundt. mit viel Straln wie Sonnen glantz.
Langlecht. rudecht und viereckit.
Gleich. ungleich. seltzam. schib und schelkit.
So herschet sie im leeren Hauß.
Niemandt jrrt sie oder trieb sie auß.“

Den Teufel in der Fabel „Der Teufel und das alte Weib“ (p. 60) zeichnet er zwar nicht mit denselben Worten wie B. Waldis[1]), aber er hat alle Züge dieser Figur von dem alten Fabulisten entlehnt, wie denn diese Fabel überhaupt bloß eine Übertragung aus der Sprache des XVI. in die des XVIII. Jahrhunderts ist.

Mit Recht sagt der Rezensent der „Fkft. Gel. Anz.“: „Gegen die Analogie der Tiere ist — — — zuweilen ein wenig hart angestossen: Der Wolf läßt sich von zwey Affen prügeln[2]); der Stier fürchtet sich vor einem Feuer[3]), das er in des Löwen Höle erblicket.“ So läßt er auch im Widerspruch mit der Natur der Tiere die Affen Fleisch fressen, der Stier wird vom Löwen zu einem Hammelbraten eingeladen und sagt zu, obwohl er doch kein fleischfressendes Tier ist.

Bei der Auswahl der Stoffe ließ sich Zachariä durchaus nicht von Skrupelhaftigkeit leiten; er weicht pikanten, ja lasziven Stoffen nicht aus, ja er hat einige recht anzügliche Fabeln bearbeitet. Darauf bezieht sich der Tadel des Rezensenten der „Fkft. Gel. Anz.“: „Einige schmutzige Erzählungen hätten sollen wegbleiben.“ Zachariä war sich der Bedenklichkeit einiger Stoffe wohl bewußt[4]). Er meinte, es würde darum nicht ratsam sein, eine Neuausgabe von B. Waldis' Fabeln zu besorgen, oder man müßte eine ziemlich strenge Auswahl treffen. Wollte man aber die etwas frei geschriebenen weglassen, so würden für die Ohren, die sich nicht so leicht an etwas ärgern, gerade die besten wegbleiben. Und in der Tat gehören die Fabeln, die, weil Zachariä sie bearbeitet hat, hier vor allem in Betracht kommen[5]), zu den besten des B. Waldis. Von dessen köstlicher Urwüchsigkeit ging bei der Umarbeitung allerdings viel verloren. Denn Zachariä wagte es doch nicht, die Dinge ganz offen beim rechten Namen zu nennen. Er mildert und umschreibt die derbdrastischen, ja rohen Ausdrücke des alten Fabulisten.

So mildert er die mit derben und rohen Redensarten förmlich gespickte Schlußrede des Landsknechtes in der Fabel „Vom alten Landsknecht und seiner Braut“.

Auch in der von Zachariä erfundenen Vorgeschichte zu der Fabel „Der Bräutigam und der Tod“ (p. 15) kommt eine pikante Situation vor und ebenso findet sich unter den 14 Fabeln, deren Stoffe er selbst erfunden hat, eine bedenkliche[7]) und anstößige. Vergleiche ferner die Fabeln „Der Greis“ und die Fabel „Der Greis und die junge Fraw.“

---

[1]) „Vom alten Weibe und vom Teufel“ (II. 64).
[2]) Vgl. „Der Fuchs, der Wolf und die Affen“ (p. 3).
[3]) Vgl. „Der Löwe und der Stier“ (p. 110).
[4]) Vgl. p. XXXVII der einleitenden Abhandlung.
[5]) „Der Greis und die junge Frau“ (p. 68), vgl. B. Waldis II. 56. „Die junge Frau im Beichtstuhl“ (p. 83), vgl. B. Waldis IV. 11. „Der alte Reuter und seine Braut“ (p. 88), vgl. B. Waldis IV. 16. „Der unvermuthete Ehesegen“ (p. 92), vgl. B. Waldis IV. 71.
[6]) „Von einem Kaufmann und seinem Weibe“ (IV 71).
[7]) „Der bestellte Gruß“ (p. 105).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von den zahlreichen Fabeln des B. Waldis, in denen es dieser auf den römischen Klerus abgesehen hat, hat Zachariä vier Stücke bearbeitet. In der Fabel „Der Bischof und der Bettelbube“ (p. 20) hat er die Satire auf die reichen geizigen Geistlichen und auf die Geringschätzung, mit der sie die die kirchlichen Gnaden spendende Tätigkeit ausüben, beibehalten[1]), in der Fabel „Der kranke Bauer“ (p. 30) schildert er mit wörtlichem Anklang an B. Waldis[2]) die Unduldsamkeit des orthodoxen Geistlichen. Ja er hat, während B. Waldis in seiner Fabel „Wie ein junge Fraw beichtet“ (IV 11) den Beichtvater ganz ernst behandelt, in der entsprechenden Fabel „Die junge Frau im Beichtstuhl“ (p. 83) den Pater mit satirischen Zügen ausgestattet, indem er ihn in dem leichten Konversationston seiner Zeit sprechen läßt. Bei der vierten Fabel hat er, wie der Titel „Der Bauer und die Birnen“ (p. 58) zeigt, die Satire auf die Geistlichen fallen gelassen.[3]) Sie erschien ihm wohl allzu roh. So setzt er dann an die Stelle des „Pfaffen“ einen Bauer und mildert die Roheit des Motives, indem er den übermütigen Schulzen die Birnen bloß mit den Füßen treten läßt.

Ebenso wie bei Hagedorn und Gellert finden wir auch bei Zachariä nicht strenge Scheidung der Gattungen. So wie man viele Fabeln im „Esopus“ des B. Waldis besser als Schwänke im Sinne des 16. Jahrhunderts bezeichnen kann, gibt es auch unter den Fabeln Zachariäs einige Stücke, die man am ehesten poetische Erzählungen mit lehrhafter oder satirischer Tendenz nennen könnte; z. B. „Der Bräutigam und der Tod“ (p. 15), „Der kranke Bauer“ (p. 30), „Der wehmütige Abschied“ (p. 76), „Die junge Frau im Beichtstuhl“ (p. 83), „Der unvermuthete Ehesegen“ (p. 92) etc. Auch einen Legendenstoff hat er dem B. Waldis entlehnt, „Wie Sanct Peter Gott sein wollte“ (p. 115).

Nun einige Bemerkungen über die Moralen der Fabeln Zachariäs.

Während B. Waldis, wie schon oben erwähnt, am Schlusse einer jeden seiner 400 Fabeln gewissenhaft die Moral anfügt, arbeitet Zachariä — und hierin hat er sicherlich von Hagedorn und Gellert gelernt — gleich vom Anfang an auf die Moral hin, so daß diese, ohne ausgesprochen werden zu müssen, sofort vor das Auge des Lesers tritt. Gleichwohl hat er eine Anzahl seiner „Fabeln und Erzählungen“ mit einer Moral versehen.

Bei 17 Fabeln und zwar[4]): auf pp. 3, 8, 26, 27, 41, 52, 53, 55, 75, 86, 95, 101, 106, 108, 111; 9, 66 hat er die Moral am Schlusse angefügt, bei 15 Fabeln hat er sie vorangestellt: pp. 57, 58, 60, 63, 67, 69, 73, 79, 92, 103, 110, 113; 13, 22, 47.

Bei den Fabeln auf pp. 9, 66 hat er die Moralen am Schlusse einem Tiere, beziehungsweise (p. 66) einem Menschen, in den Mund gelegt, ebenso in der Fabel auf p. 3, nur daß er in einem durch Sternchen von der eigentlichen Fabel abgesonderten Reimpaare auf den allgemeinen Satz noch einmal hinweist:

„Dies hab ich, Leser, auch bedacht,
Drum kömmt sie (sc. die Wahrheit) hier in Fabeltracht.“

Die Moralen der Fabeln pp. 13, 22, 47 sind längere Vorreden in der Art, wie sie La Fontaine seinen Fabeln vorausschickt.

Bei 15 Fabeln (pp. 11, 29, 40, 45, 46, 50, 62, 64, 65, 71, 72, 74, 80, 90, 99) hat er zwar keine Moral angefügt oder vorangesetzt, aber es ist am Schluß einem in der Fabel handelnd auftretenden Wesen (Tier oder Mensch) ein epigrammatisch zugespitzter, auf den speziellen Fall der Fabel bezogener Satz in den Mund gelegt, aus dem sich der Leser ohne Mühe den allgemeinen Satz ableiten kann.

---

[1]) „Vom Bischoff und einem Lotterbuben“ (II 75).
[2]) „Von einem kranken Bawren“ (IV 16).
[3]) Vgl. des B. Waldis Fabel „Vom Pfaffen und den Biern“ (II 77).
[4]) Ich zitiere nach der Seitenzahl, da in der mir vorliegenden Ausgabe (Carlsruhe 1778) jede Fabel auf einer neuen Seite beginnt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alle bisher erwähnten Fabeln haben das Gemeinsame, daß sie einen allgemeinen moralischen Satz, eine Klugheitslehre oder einen Erfahrungssatz, veranschaulichen.

Von den übrigen 14 Stück behandelt die Fabel p. 25 ein witziges Bonmot; vier sind Satiren auf verschiedene Stände (pp. 19, 20, 68, 102); acht sind schwankhafte Erzählungen mit satirischer Tendenz (pp. 15, 30, 33, 76, 81, 83, 88, 105); das letzte Stück (p. 115) ist ein Legendenstoff. Alle diese Stücke haben das Gemeinsame, daß die Veranschaulichung eines moralischen Satzes nicht die Hauptsache ist, wenn sich auch natürlich aus jedem ein solcher ableiten läßt. Darum scheint sie Zachariä nicht mit einer Moral versehen zu haben.

Die Moral der Fabeln Zachariäs ist ganz verschieden von der bei B. Waldis. Dieser behandelt Fabel und Moral getrennt, beide sind ihm selbstständige Teile. Die Fabel ist zum Erzählen, zum Ergötzen des Lesers da, die Moral ist den lehrhaften Reflexionen gewidmet. Kleine Grenzüberschreitungen finden statt: B. Waldis liebt es, am Ende seiner Fabel einem Tiere oder einem Menschen einen auf den besonderen Fall der Fabel bezüglichen Satz in den Mund zu legen, der dann in der Moral zu einem allgemeinen Satz erweitert und als solcher nach allen Seiten hin beleuchtet wird. Andrerseits flicht er nicht selten in seine Moral eine neue Fabel ein. In der eigentlichen Fabel erzählt er mit breiter Behaglichkeit alles, was ihm gerade einfällt, und behandelt das, was zur Erkenntnis des allgemeinen moralischen Satzes nicht notwendig ist, mit derselben Ausführlichkeit wie das Hauptsächliche. Andrerseits beschränkt er sich in der Moral nicht auf einen einzigen moralischen Satz, sondern er beleuchtet die Fabel von allen Seiten, schrotet sie nach Möglichkeit aus, so daß er oft eine ganze Reihe von moralischen Sätzen aufzählt, die er wieder an neuen besonderen Beispielen erläutert. Dabei ergeht er sich in häufigen Wiederholungen, beruft sich auf Sprichwörter, auf die Bibel oder die Autorität der antiken Klassiker. Besonders wenn die Moral für ihn Interesse hat, wenn es sich beispielsweise um wichtige, im täglichen Leben bedeutende Klugheits- oder Erfahrungssätze oder um Satire auf den Klerus oder um die Untreue des weiblichen Geschlechtes handelt, kann er sich in tautologischen Vergleichungen, Sprichwörtern u. dgl. nicht genug tun.

Bei Hagedorn und bei Gellert ist die Moral völlig verschieden. Hagedorn arbeitet von vornherein auf die Moral hin, aber so, daß seine Absicht (die Fabel dient zur Erläuterung des allgemeinen moralischen Satzes) oft allzu deutlich und darum störend zutage tritt, trotzdem er andrerseits durchaus nicht die äsopische Form der Fabel kultiviert hat, sondern sich Abschweifungen erlaubt und oft in eine breite Geschwätzigkeit verfällt. Gellert aber handhabt Sprache und Versifikation mit solcher Virtuosität, daß man von Absicht bei ihm nichts merkt. Obwohl auch er sich Abschweifungen erlaubt, behält er doch die Moral immer im Auge, so daß sie, auch wenn sie nicht ausgesprochen wird, vom Leser leicht ergänzt werden kann. Gellert hat sich in den „Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen“ [1]) deutlich über die Moral ausgesprochen. Die Fabel solle nicht mehr als eine Moral leiden, diejenige Deutung werde die beste sein, die am natürlichsten aus der Erzählung fließe und die zugleich ihres inneren Wertes wegen die anderen übertreffe.

Zachariä ist in der Handhabung der Moral ganz modern; er folgt der Art und Weise Hagedorns und Gellerts. Auch er sucht durch Konzentrierung der Handlung, Anspannung der Fäden, scharfe Charakteristik der handelnden Figuren, Weglassung oder Verkürzung des Überflüssigen gleich von vornherein auf die Moral hinzuarbeiten, er verliert sie, obwohl er sich zu satirischen Zwecken Abschweifungen gestattet, doch nicht aus dem Auge und erreicht so,

---

[1]) I., p. 299. gelegentlich der Besprechung der Fabel „Der Schäfer und die Sirene“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß der Leser am Ende der Fabel, ohne daß die Moral angefügt werden müßte, weiß, welcher moralische Satz durch die Fabelerzählung veranschaulicht werden soll.

Wie Hagedorn liebt er es, wenn er eine Moral nicht anfügt, diese am Schluß der Fabel doch anzudeuten, indem er einem Tiere oder einem Menschen einen auf den speziellen Fall der Fabel bezüglichen Satz in den Mund legt, den sich der Leser leicht selbst verallgemeinern kann. Da, wie oben erwähnt, auch B. Waldis dies bisweilen tut, so hat Zachariä diese prägnanten Schlußsätze von B. Waldis oft wörtlich, bisweilen dem Sinne nach entlehnt. Z. B.:

„Ja, sprach ein Wolf, du hast geflogen,
Und bist uns treulich nachgezogen;
Doch, guter Freund, aus Eigennutz
Und wahrlich nicht zu unserm Schutz.“

„Ja! sprach der Wolff, du hast geflogen[1])
Und bist uns heute nachgezogen,
Aber zwar nicht zu unserm schutz,
Sondern geschieht dein eigen nutz.“

Oder:

„Ey (sprach der Jäger voller Hohn)
Weißt du auch wohl der Falschheit Lohn?
Da du selbst Freunde willst verrathen?
So will ich auch zuerst dich braten.“

„Der Vögler sprach: nu solt mitleben,[2])
Weil du bist so gar übergeben,
Und wilt dein eygen Freundt verrathen,
Drumb solt du werden erst gebraten.“

Oder:

„Da schrie die Spinne: Weh mir! Ach!
Ich denke Vögel umzubringen,
Und konnte Fliegen kaum bezwingen.“

„Ich kan die Fliegen kaum bezwingen,[3])
Noch understehe ich mich zu bringen
Die Vögel umb jr leib nnd leben.“

Gleichheit des Sinnes:

„Der Mund ist blaß, der Fuß geschwollen;
Der dicke Bauch hervorgequollen;
Kann er hievon sich nicht befreyn,
Wie will er andern Doctor seyn?“

„Seht, wie bleych ist er umb den mundt,[4])
Das kompt jm alls von kelt des magen.
Laßt jn sein brechen erst vertragen.
Wenn er denselb vertrieben hat,
Dann wölln wir bey jm suchen rath.“[5])

Wo diese prägnanten Schlußsätze bei B. Waldis fehlten, hat Zachariä selbst solche erfunden[6]). Z. B.:

„Wir sind hierin wohl gleiche Brüder,
Man schonet uns, wir schonen wieder.“

[Hat bei B. Waldis keine Entsprechung.][7])

Ähnlich hat er in der Fabel „Die Mücke und der Stier“ (p. 64) die prägnanten Schlußworte dem Loqman[8]) entlehnt.

Wenn Zachariä die Fabel mit einer Moral versieht, sei es, daß er sie vorausschickt, sei es, daß er sie folgen läßt, befleißigt er sich in der Regel einer epigrammatischen Kürze, nur bei den schon oben erwähnten drei Fabeln (pp. 13, 22, 47) schickt er einen längeren Traktat, der den Vorreden bei La Fontaine ähnlich ist, voraus.[9])

---

[1]) Vgl. Zachariäs Fabel „Die Wölfe und der Rabe“ (p. 29, Vers 19—22); vgl. B. Waldis „Vom Wolffen und dem Rappen“ (II 29, V. 19—22).

[2]) Vgl. Zachariä „Der Jäger und die Wachtel“ (p 71, V. 13—16); B. Waldis „Vom Weydtmann und einer Wachteln.“ (III 75, V. 9—12).

[3]) Vgl. Zachariä „Die Spinne und die Schwalbe“ (p. 80, V. 17 f); B. Waldis „Von der Spinnen und Schwalben“. (II 5, V. 20 f.)

[4]) Vgl. Zachariä „Der Frosch ein Doctor“ (p. 90, V. 45 ff.); B. Waldis „Vom Frosch und Fuchß“ (I 91, V. 30 ff.)

[5]) Vgl. die Fabeln: pp. 11, 40, 45, 72 mit den entsprechenden Stücken des B. Waldis.

[6]) Ebenso hat er die Fabeln pp. 46, 50, 52, 65, deren Stoffe er selbst erfand, mit solchen prägnanten Schlußwendungen versehen.

[7]) „Der Fuchß und der Habicht“ (p. 99); vgl. B. Waldis „Vom Fuchß und dem Habich“ (IV 44).

[8]) Vgl. dessen 13. Fabel Le Moucheron et le Taureau: Vraiment je ne sais pas, sur qui tu es descendu, et j' ignore en core à qui tu peux unire.

[9]) Betreffs der Vorrede zur Fabel p. 13 fragt der Rezensent der „Fkft. Gel. Anz.“ mit Recht: „Ist das Burcard Waldis?“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei den Fabeln pp. 55, 57, 58, 73, 110 hat er die Moralen dem B. Waldis entlehnt. Z. B.:

„Dem Adler gleichen viel auf Erden,
Die blos durch Schein betrogen werden.“

„Der Adler hat sein gleich auff Erden:[1])
Leut, die durch schein betrogen werden.“

Die weitere Ausführung

„Geberde, Prangen und das Prachten
Höher denn kunst und tugend achten“

läßt Zachariä als überflüssige Erklärung des Wortes „Schein“ weg.

Oder:

„Wer in der Welt kein Fremdling ist,
Entdeckt bald der Verräther List.“

„Ein Mann, der weiß und witzig ist,[2])
Der merkt gar bald der bösen list,
Die underm schein des friedens wüten.
Dest baß weyß sich vor jn zu hüten.“

Oder:

„Verachte das Gewisse nicht,
So sehr auch Hoffnung mehr verspricht;
Sie täuscht mit jedem Augenblick;
Was du verschmähst, ist oft dein Glück“.

„Was dich düncket ein unnütz Ding[3])
Soltu nit halten all zu gering.
Hüt dich, nicht ehe das kleine verstoß,
Du hast denn in der Handt das groß.
Die alten Schuh verwerff nicht gar,
Du hast denn erst ein newes par“.

Die Moral der Fabel „Der Löwe, der Stier und der Ziegenbock“ (p. 57) ist durch des B. Waldis Fabel „Vom Löwen und Ochsen“ (I 85) wohl angeregt und der Moral dieser Fabel ähnlich, aber Zachariä's Moral entspricht besser der Fabel. B. Waldis handelt nur von zwei Gegensätzen, von dem Schwachen und von dem Starken, wie der Titel schon zeigt, wo nur zwei Tiere genannt sind, der Löwe und der Ochse. Entsprechend der Handlung der Fabel[4]) haben wir in der Moral bei Zachariä drei Gegensätze: der Stärkste, der Starke, der Schwache. Schon im Titel brachte Zachariä das zum Ausdruck, indem er auch den Ziegenbock hereinzog. Ferner hat Zachariä die Moral des B. Waldis, welche länger ist als die eigentliche Fabel[5]), sehr verkürzt. Er hebt, ganz entsprechend jenem oben zitierten Grundsatze Gellerts „Diejenige Deutung ist die beste, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt und die zugleich des inneren Wertes wegen die andere übertrifft“, einen einzigen Satz aus der predigtartigen Moral bei B. Waldis heraus:

„Wenn erst der Machtige dir droht,
Schwört auch der Kleinre dir den Tod“.

Ganz genau so verfuhr er bei der Fabel „Der Fuhrmann und der Gott Hercules“ (p. 73). Er faßt in einem Reimpaare:

„Das Beten hilft, nur nicht allein,
Auch eigner Fleiß muß wirksam seyn“.

das zusammen, was B. Waldis[6]) in 28 Versen ausführt, und bringt so diese lange, weitläufige Moral wieder auf die knappe Form zurück, wie sie B. Waldis bei Dorpius[7]) vorgefunden hatte: nil prosunt otiosa vota, quae sane deus non audit: juva temet (inquiunt) ipse, tum juvavit te deus.

---

[1]) Vgl. Zachariä „Der Adler und der Wiedehopf“ (p. 55, V. 25 f.); B. Waldis „Von der Wiedehopffen“ (II, 76, V. 15 ff.)

[2]) „Der Löwe und der Stier“ (p. 110, V. 1 f.); vgl. B. Waldis „Vom Löwen und Ochssen“ (III 64, V. 19 f.)

[3]) „Der Bauer mit den Birnen“ (p. 58, V. 1—4); vgl. B. Waldis „Vom Pfaffen und den Birnen“ (II 77, V. 27—32).

[4]) Ein Stier wird von einem Löwen verfolgt. Ein Ziegenbock verstellt ihm den Weg, der Stier weicht ihm aus, indem er ihm zuruft:

„Ich fürchte mich, Freund, nicht vor dir,
Allein der Löw ist hinter mir.“

[5]) Das Verhältnis der Verszahlen ist 16:20.

[6]) „Vom Bawren und dem Gott Hercule“ (II 14).

[7]) Ella: De rustico et Hercule.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Moral der Fabel „Die Ziege, das Lamm und das Schwein“ (p. 63) hat er, wie die Fabel selbst, Loqman entlehnt[1]).

„Wie deutlich sagt uns das Gewissen,
Was für ein Los wir fürchten müssen.“

Die Moralen der Fabeln pp. 9, 66, 79 sind anders als in den entsprechenden Stücken des B. Waldis. Auch hier zeigt sich, wie er bestrebt ist, in der Moral den Kernpunkt der Fabel zu treffen. So, wenn er den Kranich am Schlusse der Fabel „Der Pfau und Kranich“ (p. 9) sagen läßt:

„Drum sieh mich so gering nicht an,
Nicht immer macht das Kleid den Mann,“

während bei B. Waldis[2]) dieser Satz, der den Kernpunkt der Fabel bildet, nicht vorkommt. Oder wenn er am Schlusse der Fabel „Der gefangene Trompeter“ (p. 66) die Peiniger des Gefangenen sagen läßt:

„Wer zu der That Ermuntrung gibt,
Hat selber sie mit ausgeübt,“

so trifft er wieder genau die Pointe der Fabel, während B. Waldis[3]) in einem langen Traktat[4]) ausführt: Die schlechten Ratgeber, welche die Fürsten zum Kriege drängen, dann aber, wenn dieser schlecht ausgeht oder Unheil angerichtet hat, die Verantwortung ablehnen, sollen von Fürsten nicht gehört werden. Durch die scharfe Pointierung am Schlusse der Fabel geht allerdings die Natürlichkeit und die Naivität, welche einen Hauptreiz der Waldis'schen Fabeln bildet, verloren. Ebenso ist die Moral „Die stolze Fliege“ (p. 79) unabhängig von B. Waldis.[5])

„Mach dich mit leerem Stolz nicht breit,
Man lacht nur deiner Eitelkeit“.

„Die Fabel ist auf die Gesellen.
Die sich mit liegen rühmen wöllen,
Was ander leut thetigs betreiben,
Das wöllen sie jn selb zuschreiben.
Damit sie sich viel mehr beflecken,
Und in den liegen bleiben stecken.
Der Roßdreck, als er geflossen kam
Und undern schönen Äpfeln schwamm,
Hat er sich nicht zun Äpfeln gmacht,
Er wer wol blieben unbelacht.“[6])

Bisweilen hat eine Änderung der Moral eine Änderung der Fabel zur Folge gehabt. So bei der Fabel „Der Fuchs, der Wolf und die Affen“ (p. 3). Bei B. Waldis[7]) kommt der Wolf blutig und zerschlagen zum Fuchse und wird von diesem folgendermaßen angesprochen:

„Wie hastus ausgericht?
Des het ich mich versehen nicht!
Hetst den Mantel nachm Windt gehenckt,
Man het dir freilich baß geschenkt
Und wer solch unehr nicht geschehn.“

Und der Wolf antwortet:

„Da mags umbsehen!
Ich will das heßlich zwar nit loben,
Solt ich auch nimmer zessen haben!“

B. Waldis bereitet damit schon seine Moral vor. Bei Zachariä kehrt der Wolf auch zum Fuchse zurück, aber er kommt nicht mehr zum Worte, sondern der Fuchs empfängt ihn mit folgender Belehrung:

---

[1]) L'Homme et le Porc: Cette fable signifie que ceux qui sont plongés da us les délits et les crimes que leurs mains ont commis, doivent eu voyant la méchanceté de leurs actions, savoir quel séra leur sort.

[2]) „Vom Pfawen und Kranchen“ (I 99).

[3]) „Von einem Trummeter“ (I 55).

[4]) Das Verhältnis der Verszahlen der eigentlichen Fabel und der Moral ist 26:27.

[5]) „Von einer Fliegen“ (II 47).

[6]) Vgl. „Von Aepffeln und dem Roßdreck“ (IV 98).

[7]) „Vom Fuchß und Affen“ (IV 7).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„— — ihr gebt mir wohl nicht Recht!
Allein ihr kennt die Welt noch schlecht.
Gern hält das Ohr dem Schmeichler still;
Die Wahrheit niemand hören will.“

Diese Moral ist aus dem Verhalten der Affen abgeleitet, die des B. Waldis aber aus dem verschiedenen Verhalten von Wolf und Fuchs:

„Bey diesem Wolff werden bedeut
Die frummen auffrichtigen leut,
Die sich nit nach der narung stellen,
Umb Geitzes willn nicht heuchlen wöllen.
Die thut man höhnen und verachten,
Müssen in kummer offt verschmachten.
Beim Fuchß wirdt der fein angezeygt,
Dern Stein auff beiden schultern tregt,
Zugleich beyd schleiffen kan und wenden
Und sich schmücken an allen enden:
Den nennt man einen klugen Mann,
Der sich in alles schicken kan.
Es wirdt sich aber alles finden,
Das scherpffest ist zwar noch dahinden.
Ein jeder sehe sich eben für.
Gotts urtheil helt jm vor der Thür.
Wie einr hat than in diesem leben,
Muß er vor Gott rechenschafft geben.“

So läßt er auch in der Fabel „Der Hecht und der Hay“ (p. 8) den Hecht von dem Hai verschlungen werden, da die Moral der Fabel lautet:

„So trifft der kleinere Tyrann
Stets einen noch gewaltgern an,
Der ihn, von Siegen schon umringt,
Mit seiner größern Macht verschlingt.“

Bei B. Waldis[1]) entkommt der Hecht und die Moral lautet:

„Wer seine Füß wil weiter strecken,
Denn er mit kleidern mag bedecken,
Der muß gewarten großen frost
Und an seiner Kauffmanschaft verlust.
Ovidius sagt: ein Schifflein klein,
Das in der Elb oder auff dem Rhein
Kan spielend auff dem Wasser schweben,
Soll sich drumb nicht ins Meer begeben.“

Die Moralen der Fabeln pp. 26, 27, 52, 53, 75, 86, 101, 103, 106, 108, 111 beziehen sich auf völlig moderne Verhältnisse. So ergreift er bei den Fabeln pp. 26, 52, 75, 86 in den Moralen zu Gunsten des Autors gegen die Kritiker Partei. Wenn sich der Autor nicht zur Wehre stellt, so „haut jede Zeitung auf ihn ein, sollt es auch die bei Gollnern seyn“[2]). Er tritt gegen die pietätlosen Kritiker auf, die den Autor, auch wenn er schon gestorben ist, schmähen, indem er in der Moral der Fabel „Die Hunde mit der Löwenhaut“ (p. 52) eine neue Geschichte einflicht.[3])

„Es machten sich mit groben Schmähn,
Wie wir noch täglich vor uns sehn,
Zwenn Kritiker, voll Rach und Gift,
An eines todten Autors Schrift.
Sein Freund las ihre Schmiererey,
Und sprach voll edlen Zorns dabey:
O! könnt er wider euch noch schreiben,
Wo wolltet ihr, ihr Herrn, doch bleiben!“

Er tröstet den Autor, der von den Zeitungsschreibern unter die Feder genommen wird, damit, daß diese seine Peiniger selbst unter einander zerfallen,

---

[1]) „Von einem Hecht“ (III 8).
[2]) „Der Jagdhund und die Stadthunde“ (p. 26).
[3]) Bei B. Waldis kommt dies bekanntlich ziemlich häufig vor.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„sich zanken, schimpfen, hassen, Und ihn dadurch in Ruhe lassen“[1]). Sehr treffend stellt er auch unter dem Bilde des Bären, der, von einer Biene gestochen, den Bienenkorb in blinder Wut zerstört, dann aber von dem ganzen Bienenschwarm fast zu Tode gepeinigt wird und endlich in die Worte ausbricht:

„o ich Thor!
Hätt ich der Rache doch vergessen.
Den einen Stich in mich gefressen!
Nicht einen Stich wollt ich ertragen,
Nun muß ich über tausend klagen.“

den Autor dar, der auf einen Angriff eines Kritikers hin im blinden Zorn alle Kritiker angreift, von der Menge derselben aber überwältigt wird, und redet in der Moral selbst beide folgendermaßen an:

„Erwägen sie des Bären Schluß,
Herr Autor, und Herr Kritikus.“ [2])

Zwei Zeittypen führt er in der Moral der Fabel „Der Krammetsvogel und die Schlange“ (p. 27) auf: den Fähnrich und den Kandidaten. Wie Krammetsvogel und Schwalbe nicht zu einander passen, da der erstere die freie Luft gewöhnt ist, während sich die letztere im rauchgeschwärztem Kamine aufhält, so hat auch der Umgang zwischen Fähnrich und Kandidaten keinen Bestand.

„Herr Fähnrich und Herr Kandidat,
Ich denke, dieser gute Rat
Möcht auch auf ihren Umgang passen,
Sie werden sich doch bald verlassen?“

Mit ein wenig schadenfroher Ironie geißelt er die Verblendung der Mutter, die es sich zur Ehre anrechnet, wenn ein „Herr Baron von Hochblut vorwillen nimmt mit ihrem Karolinchen“. Die Herrlichkeit dauert nicht lange; der vornehme Herr findet ein Fräulein Philippinchen und verläßt das arme Karolinchen.[3])

Großen Freimut bekundet Zachariä, wenn er die Fabel „Der Esel und der Stier“ (p. 53) also deutet:

„Kalt sieht sehr oft der Unterthan
Den Feind sich seinen Grenzen nahn.
Er weyß, ihm bleibet Sclaverey.
Sein Sieger sey auch, wer er sey“,

oder wenn er in der Moral der Fabel „Die Republik der Spinnen“ (p. 101) die Gesetze mit dem Gewebe der Spinnen vergleicht:

„Kein Mächtger wird darum gefangen:
Nur blos der Schwache bleibt drinn hangen“

Er wendet sich mit Klugheitslehren an die Lenker des Staates, indem er sie warnt, nicht allzu treuherzig Frieden zu machen; man solle den Feind gleich niederwerfen, später biete sich vielleicht keine Gelegenheit mehr dazu.[4]) Oder er rät den maßgebenden Faktoren im Staate:

„Laßt den Geringen auch nicht müßig,
Im Staat ist niemand überflüssig,
So schlecht er sein mag von Natur;
Gebt ihm die rechte Stelle nur.“

In der Moral der Fabel „Die Schley in der Fremde“ (p. 108) drückt sich ein kräftiges nationales Empfinden aus, insoferne er nämlich einen Haupt-

---

[1]) „Der Staar und die Hähne“ (p. 75).

[2]) „Der Bär und die Bienen“ (p. 75). Die Fabel erschien zum erstenmal in der „Neuen Braunschweiger Zeitung“ vom 8. Nov. 1770, Nr. 174. Die Moral lautete ursprünglich:

„Mich dünkt, des Bären guter Schluß
Paßt auch auf Sie, Herr Kritikus.“

[Vgl. P. Zimmermann, a. a. O. p. 195]. In der Rezension der „Fkft. Gel. Anz.“ heißt es: „Wir erwägen ihn (sc. des Bären Schluß) mit dem Herrn Autor, und bitten ihn, ein gleiches zu thun. Die Fabel ist gut erzählt.“

[3]) „Der Pfau und das wälsche Huhn“ (p. 41).

[4]) „Der Hund und der Wolf“ (p. 103).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fehler der Deutschen geißelt, den Respekt vor allem, was aus der Fremde, besonders aber vor dem, was aus „Welsch- und Frankenreich“ kommt.

„Die Herrn aus Welsch- und Frankenreich
Sind öfters dieser Schleye gleich.
Tritt wer die Reise zu uns an,
So wird er gleich ein Edelmann.“ [1])

Auf lokale Hamburger Verhältnisse bezieht sich die Moral der Fabel „Die Fliege und die Bienen“ (p. 111).

„In Hamburg hat einst ein Castrat,
(Der kläglich um Erlaubnis bat,
Nach hingebrachtem Schauspielleben
Im Singen Unterricht zu geben)
Von einem weisen Oberalten
So was zur Antwort auch erhalten.[2])

Was endlich die beiden Fabeln „Die bußfertigen Thiere“ (p. 95) und „Der Säufer und seine Frau“ (p. 113) anbelangt, so wurde bereits oben erwähnt, daß ihre Morälen durch La Fontaine, die Quelle der beiden Stücke, angeregt sind.

Die bisher angeführten Zitate haben schon gezeigt, daß Zachariä, wo es nur möglich ist und wo für ihn nicht andere Rücksichten bestimmend waren, darnach trachtet, dem Originale wörtlich zu folgen.

Ganz wörtlich hat er nur jene Stellen entlehnt, die metrisch und stilistisch den Gesetzen der Sprache seiner Zeit genügten. Z. B.:

„Wie gehts dem alten Eselmann?“	„Wie gehts dem alten Eselmann?“ [3])
„Vier Pferde zogen einen Wagen.“	„Vier Pferde zohen einen wagen.“ [4])
„Den großen Staub hab ich gemacht.“	„Den grossen staub hab ich gemacht.“ [5])

Zuweilen hat er durch eine solche wörtliche Entlehnung das Sprachgefühl seiner Zeit verletzt. Z. B.:

„Ja, sprach der Wolf, du hast geflogen	„Ja, sprach der Wolf, du hast geflogen [6])
Und bist uns treulich nachgezogen.“	Und bist uns heute nachgezogen.“

Sehr zahlreich aber sind die Stellen, die zwar nicht vollständig wörtlich mit B. Waldis übereinstimmen, die aber wörtliche Anklänge zeigen. Oft gelang es Zachariä, durch kleine Änderungen Sprache und Vers des B. Waldis zu modernisieren. Z. B.:

„Ein Hecht regierte lange Zeit	„Ein Hecht regiert ein lange Zeit [7])
In einem Wasser weit und breit“.	In einem Wasser groß und weit.“

Oder:

„Die Mutter sprach: du bist ein Thor	„Sein Mutter sprach: du toller Thor,[8])
Und nimmst dir solche Dinge vor.	Wie nimbstus jetzt so nerrisch vor?
Du bist in frischer Luft erzogen,	Weißt selb nicht, wie sichs mit dir helt:
Im Walde stets herumgeflogen;	Du bist erzogen in der kelt,
Wohnst gern auf dem Wacholderstrauch,	Wohnst auf grünem Wacholderstrauch;
Und deine Schwalbe liebt den Rauch;	So sitzt die Schwalb im warmen Rauch:
Du kannst nicht Rauch und Hitze leiden:	Du aber kannst kein Hitz erleiden,
Ihr werdet bald von selbst euch scheiden.“	Drumb werd jr euch bald müssen scheiden.“

---

[1]) So stellt er auch in der Fabel „Der wehmütige Abschied“ (p. 76) dem deutschen Edelmann die welsche Grisette gegenüber.

[2]) Vgl. Vers 10 ff. der Fabel.

[3]) Zachariä „Der kranke Esel“ (p. 74); B. Waldis „Vom Kranken Esel“ (II 90).

[4]) Zachariä „Die stolze Fliege“ (p. 79); B. Waldis „Von einer Fliegen“ (p. 47).

[5]) Ebendaselbst.

[6]) Zachariä „Die Wölfe und der Rabe“ (p. 29); B. Waldis „Vom Wolffen und dem Rappen“ (II 29).

[7]) „Der Hecht und der Hay“ (p. 8); vgl B. Waldis „Von einem Hecht“ (III 8).

[8]) „Der Krammetsvogel und die Schwalbe“ (p. 27); B. Waldis „Vom Krametvogel und der Schwalben“ (II 59).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oder:

„Ich seh, mein Buckel ist ganz gut.
Den will ich künftig lieber tragen,
Als so mein Leben stets zu wagen.“

„Ich sihe, mein buckel thut mir gut:[1])
Den wil ich für baß lieber tragen,
Denn solt ich stets mein leben wagen.“

Ich erinnere ferner an bereits zitierte Stellen, z. B.: Die Rede des Bauers in der Fabel „Der kranke Bauer“ (p. 30)[2]), die Schilderung des Lebens der Spinne im Hause des Armen in der Fabel „Die Spinne und das Podagra“ (p. 33)[3]), die Anrede des Jägers an die Wachtel in der Fabel „Der Jäger und die Wachtel“ (p. 71)[4]). Zahlreiche Fabeln sind durchwegs nichts anderes als Übertragungen aus der Sprache des 16. Jahrh. in die des 18.; z. B. „Die Wölfe und der Rabe“ (p. 29)[5]), „Die stolze Fliege“ (p. 79)[6]), „Der Esel und der Stier“ (p. 53).[7])

Sehr viele Stellen zeigen zwar nicht wörtlichen Anklang, aber Zachariä sagt mit andern Worten ganz dasselbe wie B. Waldis; z. B.:

„Die Schlange sprach: das weißt du nicht?
Mein Zahn verletzt, mein Schwanz, der sticht,
Du schmeichelst nur, thust niemand leid,
Vor meinem Gift sich jeder scheut.“.

„Da sprach die Schlang: hör wies zugeht,[8])
Wer mich zu fahen understeht,
Sich mir mit fräuel widersetzt,
Der bsorgt sich, daß er werd verletzt
Von mir, derhalb thut er mir nit:
Darumb han wir all beide fried.“

„Ein Kärrner. der zu großem Schaden
Sein kleines Fuhrwerk überladen;
Saß endlich fest mit seiner Last
In einem Wege voll Morast.

„Es hat ein Bawr ein Karrn geladen;[9])
Da fur er mit zu grossem schaden
Mit seinem Pferdt in eine pfützen;
Da blieb er in dem Koth besitzen.

— —

Was schreit und heult da für ein Thor?
Hol deine Hacke frisch hervor!
Räum weg den Koth, wie sichs gehört,
Und peitsche tüchtig auf dein Pferd,
Dann ruf zum Hercules aufs neu,
Und, glaube mir, er steht dir bey.“

Kein größern Narrn gesehen hab!
Dein unnütz ruffen ist nit werdt.
Nimb dein Geissel und schlag das Pferdt,
Tritt in die Pfützen unders radt,
Brauch, was dir Gott gegeben hat
Und ruff denn Herculem wider an,
Denn wirdt er trewlich bey dir stahn.“

Veraltete Sprichwörter hat Zachariä entweder ganz weggelassen oder durch moderne ersetzt, z. B.:

„Was (schrie der Bischof eyfersvoll),
Ich glaube, Junge, du bist toll“.

„Den Freyet sah er scheußlich an,
Sprach: bist unsinnig, hab den Ritten“.

Oft erregten die rohen und derben Ausdrücke des B. Waldis bei Zachariä Anstoß; er ersetzt sie dann durch mildere[10]).

Ferner hat Zachariä die holprige stilistische Form des B. Waldis häufig modernisiert. Bei B. Waldis sprechen bald die Tiere in direkter Rede, bald erzählt der Dichter. Diese Ungleichheit schafft Zachariä ab, indem er entweder direkte Rede oder Erzählung durchführt; meist verwandelt er das Ganze zur Hebung der Anschaulichkeit in die direkte Rede, z. B.:

---

[1]) „Die Schnecke und die Frösche“ (p. 45); B. Waldis „Von der Schnecken und den Fröschen“ (II 65).

[2]) S. oben.

[3]) S. oben.

[4]) S. oben.

[5]) Vgl. „Vom Wolffen und dem Rappen“ (II 29).

[6]) Vgl. B. Waldis „Von einer Fliegen“ (II 47).

[7]) Vgl. B. Waldis „Vom Esel und dem Rinde“ (II 39).

[8]) Zachariä „Der Aal und die Schlange“ (p. 40); B. Waldis „Vom Aal und der Schlangen“ (II 48).

[9]) „Der Fuhrmann und der Gott Hercules“ (p. 73); B. Waldis „Vom Bawrn und dem Gott Hercule“ (II 14).

[10]) Zachariä „Der Bischof und der Bettelbube“ (p. 20); B. Waldis: „Vom Bischoff und einem Lotterbuben (II 75). Zachariä „Der Teufel und das alte Weib“ (p. 60); B. Waldis: „Vom alten Weib und dem Teufel“ (II 64). Zachariä „Der Esel, der Affe und der Maulwurf“ (p. 69); B. Waldis: „Vom Esel, Affen und Maulwerff“ (II 49).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Mit einem Kranich zankte sich
Ein stolzer Pfau. Wie? (sprach er) dich
Wirst du doch nicht mit mir vergleichen?
Du mußt mir ja in allem weichen!

Sieh nur einmal! mein schönes Kleid
Ist aller andern Vögel Neid;
Mein langer spiegelvoller Schwanz
Und meines Halses Wunderglanz
Macht mich zu dieses Hofes Zier.
Doch du, was hast denn du an dir,
Das mir den Vorzug streitig macht?
Du gehst einher in Bauerntracht.
In einem alten grauen Kittel,
Hast keinen Rang und keinen Titel."

„Der Pfaw begund sih rhümen sehr[1]),
Wie er der schönste Vogel wer,
Und sprach: „sich an mein gülden stück.
Drinn ich mich wie ein König schmück!"

Und zeigt sein spiegeleten schwantz;
Damit den Kranch verachtet gantz,
Und sprach: „billich ich dich verfluch,
Du tregst ein Rock von grawem Thuch,
Darin du bist eim Bawren gleich:
Mich acht man wie ein Fürsten reich.
Durch meyne kleyder, schön und zier,
Helt man von mir mehr denn von dir".

Ferner zeigt B. Waldis in der Führung des Dialogs große Ungeschicklickkeit, er kennt nur einen Anführungssatz: „Er (sie, es) sprach", der immer vorangestellt, nie in die direkte Rede eingeschoben wird. Bei Zachariä sind die Anführungssätze mannigfaltiger: Er sprach, versetzte, dachte sich, schrie, rief, fiel ein, erwidert, fing an (zu sprechen), hub an etc. und er schiebt sie gewöhnlich — die einfachste Form der Parenthese — in die direkte Rede ein, z. B.:

„Was Guckuck (schrie und lacht er laut)
Hier schaudert einem fast die Haut."[2])
„Was bebst du? (fieng sein Herr einst an),
Hab ich dir jemals weh getan?"[4])

„Was? (schrie der Bischoff eyfersvoll),
Icn glaube, Junge, du bist toll"[3])
„Ey, (hub der Fuchs hier schmeichelnd an),
Was Eure Majestät gethan . . ."[5])

Was den sprachlichen Stil der „Fabeln und Erzählungen" in B. Waldis' Manier anbelangt, so hat Zachariä natürlich nicht die Weise des alten Fabulisten nachgeahmt, vielmehr ist er auch hierin modern. Und zwar scheint er von Gellert in dieser Beziehung gelernt zu haben[6]).

So wie bei Gellert ist der Relativsatz im Anfang der Fabel sehr häufig, z. B.:

„Ein Fuchs, der lange schon geschmachtet,
Umsonst nach manchem Huhn getrachtet,
Erfuhr, daß eines Affen Frau
Im Kindbette sey."[7])

„Ein Mann, der eine Frau genommen,
War sehr vergnügt, zurückzukommen
Vom schön geschmückten Traualtar."[8])

„Zween Wölfe, die sehr hungrig waren,
Begaben sich mit viel Gefahren
Zu einem Schafstall!"[9])

„Ein Spanier, der lange Zeit
Geschmachtet in der Dürftigkeit,
Ward schnell zu einem reichen Erben."[10])

Wie Gellert macht er oft Gebrauch von Fragen und Ausrufen: Oh froher Tag! O welche Freude, welch Vergnügen! Fürwahr! Was Guckuck! Ha! Ach! Ey! I! Nu! Mein Treu! Weh! Pfui! Sapperlot! — „Und die Scheusäligen sind euer?"[11]) — „Was braucht er dann hierher zu gehn und unsre

---

[1]) Zachariä „Der Pfau und der Kranich" (p. 9); B. Waldis: „Vom Pfawen und Kranchen" (II 99).
[2]) „Der Fuchs, der Wolf und die Affen" (p. 3).
[3]) „Der Bischoff und der Bettelbube" (p. 20).
[4]) „Der wohlerzogene Hund" (p. 46).
[5]) „Die bußfertigen Thiere" (p. 95).
[6]) Vgl. die Untersuchungen E. Schmidts über Gellerts Fabelstil im Anz. f. d. A. II., p. 55 ff.
[7]) „Der Fuchs, der Wolf und die Affen" (p. 3).
[8]) „Der Bräutigam und der Tod" (p. 15).
[9]) „Die Wölfe und der Rabe" (p. 29).
[10]) „Der alte Spanier" (p. 50). Vgl. ferner den Anfang der Fabeln pp. 55, 71, 72 73, 76, 88, 92, 113.
[11]) „Der Fuchs, der Wolff und die Affen" (p. 3, V. 96).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kinderchen zu schmähn?" — „Wie? (sprach er) dich wirst du doch nicht mit mir vergleichen?"[1]) „Was (dacht er) fängst du damit an?"[2])

„Wohin, Du armer Vogel Du?
Was hat Dir denn bey mir gefehlt,
Daß sich Dein Flug das Weite wählt?
Hab ich nicht alles Dir gegeben,
Wovon die Herren Stieglitze leben?
War nicht Dein Käfig ein Palast,
Mit goldnen Drähten eingefasst?
Und ward Dir nicht aus meiner Hand
Manch Stückgen Zucker zugewandt?"[3])

„Die Zeichen (fiel der Tod hier ein), was sollens denn für Zeichen seyn?"[4]) „Was (schrie der Teufel zornig) nein!"[5]) „Der Mann (wie konnt es anders seyn?) ward völlig blind".[6]) u. s. w.

Ganz in der Art Gellerts und La Fontaines stellt Zachariä vor manche seiner Fabeln eine Art Prolog oder Devise, worin er in abstrakten Sätzen, ernstem Ton und wohlgebauten Perioden einen moralischen Satz erläutert. Vor allem kommen die Vorreden der drei Fabeln pp. 13, 22, 47 in Betracht. Wie schon oben bemerkt wurde, fragte der Rezensent der „Fkft. Gel. Anz." bei Besprechung der Vorrede der Fabel „Der Adler und die Eidechs" (p. 13): „Ist das B. Waldis?" Die Vorrede lautet:

„Sehr schmeichelnd ist es sicherlich!
Auf hoher Ehre Gipfel sich
Durch sein Verdienst erhöht zu sehen.
Doch wenn man auf den gleichen Höhen
Unwürdge neben sich erblickt:
So pflegt der Rang, der uns entzückt,
Uns etwas minder zu bethören,
Wie wir in dieser Fabel hören."

Von der Manier des B. Waldis ist hier offenbar ebenso wenig zu spüren, wie wenn es in derselben Fabel heißt:

„Mein Treu! (sprach er etwas vermessen)
Das heiß ich doch wohl hoch gesessen!
Solch eine Höhe wird so leicht
Von keinem andern Thier erreicht.
Denn was das sagen will, das weiß ich!
So sprach er, als ihm, wie mit Fleiß sich,
Dicht neben dem erhabnen Ast,
Den seine stolze Krall umfaßt,
Frau Eidechs zeigt, und so sich brüstet
Als er nur immer"

Andrerseits aber sucht Zachariä des B. Waldis Manier nachzuahmen, indem er „Tiraden burlesker Verse"[7]) oder naive Schilderungen, derbe und possenhafte Züge, so weit es ihm der Zeitgeschmack erlaubte, ihm nachdichtete. So lassen die Fabeln in B. Waldis' Manier Einheitlichkeit des Tones vermissen. Es ist eine Mischung von altertümlichen und von modernen Elementen. Der Rezensent der „Fkft. Gel. Anz." sagt diesbezüglich ganz richtig: „Oft wird auch die Sprache ein Mantel von alten und neuen Fetzen."

Auch von der Parenthese macht Zachariä Gebrauch. Ihre einfachste Form ist die Einschiebung eines kurzen Ankündigungssatzes (sprach er, rief er etc.) in die direkte Rede. Bisweilen ist der Ankündigungssatz länger:

---

[1]) „Der Pfau und der Kranich" (p. 9).
[2]) „Der alte Spanier" p. 50).
[3]) „Der Knabe und der Stieglitz" (p. 11).
[4]) „Der Bräutigam und der Tod" (p. 15)
[5]) „Der Teufel und das alte Weib" (p. 60).
[6]) „Der Vieharzt und der Kranke" (p. 65).
[7]) „Fkft. Gel. Anz." Nr. I, p. 7.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Was? (schrie der Bischoff eyfersvoll)
Ich glaube, Junge, Du bist toll!“ [1])

„Guter Mann,
(Hub sie vertraut zum Jäger an).
Ich weiß es wohl — — — —“ [3])

„O ja (sprach Hans, von Schlaf ganz schwer),
Der sind in unserm Haus noch mehr.“ [5])

„Hör doch, mein Sohn,
(Rief ihm der Löwe freundlich nach),[6])

„Ey (sprach die Schnecke nun voll Muth),
Ich seh, mein Buckel ist ganz gut.“[2])

„Ey (hub der Fuchs hier schmeichelnd an),
Was Eure Majestät gethan, — —“[4])

Im übrigen ist die Parenthese zwar bei weitem nicht so häufig wie bei Gellert, indessen kommen doch einige bemerkenswerte Fälle vor. So fällt in den folgenden Beispielen die Wiederholung eines Wortes auf:

„Die Zeichen (fiel der Tod hier ein)
Was sollens denn für Zeichen seyn?“ [7])

„Ey (schrien die Affen allesamt,
Die Mutter mit, von Wuth entflammt)
Ey! seht mir doch den Grobian
Mit seinen Schmeicheleyen an!“ [9])

„Mein Sohn — ich kann es nicht verhehlen,
Es hat mir selbst recht leid gethan —
Mein Sohn ist nicht von meinem Mann.“ [8])

In der einleitenden Abhandlung [10]) hat Zachariä es ausgesprochen, daß nach seiner Meinung das Possierliche des Ausdrucks durch die kleinen, kurzen Verse, die „Knittelverse“, sehr gehoben werde. Offenbar um eine possierliche, komische Wirkung zu erzielen oder eine solche zu verstärken, hat er das Versmaß des B. Waldis beibehalten, allerdings und natürlich unter dem notwendig gegebenen Gesichtspunkte der Modernisierung. Denn die Reimpaare des H. Sachs, in denen der „Esopus“ des B. Waldis geschrieben ist, konnte er mit ihrer rohen Versbehandlung und ihrer Vergewaltigung von Wort und Satz natürlich nicht genau nachahmen.

Zachariä hat zunächst die Übereinstimmung von Wort- und Versakzent, die seit Opitz in der deutschen Dichtung Gesetz war, durchgeführt. Es kommen nur einige wenige Fälle von schwebender Betonung vor: Wenn ihrs auffrichtig wollt gestehn [11]). Und die Scheusäligen sind euer? [12]) Wovon die Herrn Stieglitze leben? [13]) Gewiß nicht so gutwillig her. [14]) Nie in die Haushaltung mich mische. [15]) Das dir die Vorsehung beschieden. [16]) An Cachexie, Epilepsie, an Agrypnie, Hydropisie. [17])

Die Verse sind achtsilbig oder neunsilbig, je nachdem der Reim stumpf oder klingend ist. Die Reime sind paarig und zwar teils stumpf, teils klingend, jedoch wechseln stumpfe und klingende Reime nicht regelmäßig ab, das Verhältnis der stumpfen zu den klingenden ist 719 : 305; die stumpfen überwiegen also bei weitem. Nur in einer Fabel, „Die Quelle und die Wiese“ (p. 22), ist der regelmäßige Wechsel zwischen stumpfen und klingenden Reimpaaren durch-

---

[1]) „Der Bischoff und der Bettelbube“ (p. 20).
[2]) „Die Schnecke und die Frösche“ (p. 45).
[3]) „Der Jäger und die Wachtel“ (p. 71).
[4]) „Die bußfertigen Thiere“ (p. 95).
[5]) „Der bestellte Gruß“ (p. 105).
[6]) „Der Löwe und der Stier“ (p. 110).
[7]) „Der Bräutigam und der Tod“ (p. 15).
[8]) „Die junge Frau im Beichtstuhl“ (p. 83).
[9]) „Der Fuchs, der Wolf und die Affen“ (p. 3).
[10]) p. XXXIV.
[11]) „Der Fuchs, der Wolf und die Affen“ (p. 3, V. 45).
[12]) Ebenda, V. 96.
[13]) „Der Knabe und der Stieglitz“ (p. 11, V. 20).
[14]) „Der Bischoff und der Bettelbube“ (p. 20, V. 35).
[15]) „Der gleichgültige Gelehrte“ (p. 19, V. 16).
[16]) „Der Esel, der Affe und der Maulwurf“ (p. 69, V. 2).
[17]) „Der Frosch ein Doctor“ (p. 90, V. 20 f).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geführt und auch hier nur mit Zuhilfenahme eines sehr gewagten gespaltenen Reimes (Antrag: nahn mag). Überall den regelmäßigen Wechsel durchzuführen, besaß Zachariä offenbar zu wenig Übung im Versmaße, welches ihm überhaupt Schwierigkeiten gemacht zu haben scheint [1]), ebenso wie die Durchführung der Reimpaare. In den von Eschenburg veröffentlichten „Hinterlassenen Schriften" Zachariäs finden sich „zwei Fabeln in Burkard Waldis' Manier", in welchen sich der Reim häufig auf drei, bisweilen auf vier Verse erstreckt. So in der ersten [2]): Nacht: bewacht: macht. Hirsebrei: Schmeichelei: Dudeldei [3]). In der zweiten [4]): verkaufen: Haufen: laufen: raufen; gar: Haar: war [5]). Auch findet sich in dieser Fabel eine Waise:

„Und rufte schon vorm alten Thor
So laut vor Hunger, daß das Ohr
Der Frau am Spinnrad es vernahm,
Die alsbald in die Hausthür gieng
Und ihren lieben Mann empfieng."

Von des B. Waldis Manier ist in diesen beiden Stücken noch weniger zu sehen als in den 61 Fabeln. Der Inhalt ist nichtssagend, der Witz schal, die Sprache überaus geschwätzig, der Ausdruck breit und ungeschickt. Die Form steht hinter der der 61 Fabeln weit zurück. Darum glaube ich, daß diese beiden Stücke zu den ersten Versuchen Zachariäs in der Fabeldichtung und in diesem Versmaße gehören. Er ließ ihnen, da er sie wohl selbst für zu schlecht hielt, in seine „Fabeln und Erzählungen in B. Waldis Manier" aufgenommen zu werden, nicht jene Ausbesserung zuteil werden, von der er in der einleitenden Abhandlung spricht.

Die große Anzahl der stumpfen Reime erklärt sich wohl daraus, daß ihm die Sprache sehr leicht stumpfe Reime in Hülle und Fülle bot, umsomehr da er auf Gewicht und Bedeutung der Reimwörter keinen großen Wert legte: Es fällt die große Anzahl unbedeutender Reimwörter auf. So kommen 64 mal Pronomina im Reime vor (5 ich, 8 mir, 7 dir, 16 sich, 3 er, 2 dies, 8 dich, 3 du, 3 ihn, 3 sie etc.). Partikeln (Präpositionen, Adverbia etc.) 60 mal, darunter z. B. an 48 mal, aus 18 mal, her 12 mal, hin 11 mal, hier 7 mal, nicht 12 mal, ab 6 mal, auf 9 mal, nach 8 mal, zu 9 mal. „Ein" kommt 20 mal, das Hilfszeitwort „sein" 30 mal im Reime vor.

Ferner finden sich viele abgebrauchte Reimwörter. Z. B.: 13 Haus, 20 Mann, 10 Welt, 12 Zeit, die Reimverbindung „Macht, Nacht, gedacht, gemacht" in verschiedenen Variationen 30 mal, 17 sehn, 15 nahm.

Die klingenden Reime sind meist trochäisch, doch kommen auch spondäische Reime vor. Z. B.: zierlich: manierlich; verdrießlich: ersprießlich; Verwandtschaft: Bekanntschaft; ziemlich: rühmlich; Karolinchen: Philippinchen; Steigerung: Führung. Auch spondäische gespaltene Reime begegnen. Z. B.: Tempramentes: bekennt es [6]); sei er: Weiher [7]); mit Unreinheit des Reimes verbunden: Magister: wüßt er [8]). Besonders bemerkenswert sind die gespaltenen Reime: weiß ich: Fleiß sich [9]), niemand: allhie fand [10]), Antrag: nahn mag [11]). Dieselben wären besser als Assonanzen zu bezeichnen, da gegen die Forderung der gleichen Qualität der Konsonanten gefehlt ist.

---

[1]) Vgl. „Anmerkungen über B. Waldis und seine Art zu erzählen", p. XXXIX.
[2]) „Von Argus, Mercur und der weißen Kuh" (V. 17—19).
[3]) Vers 30—33 derselben Fabel.
[4]) „Der wiedergefundene Esel", V. 2—6.
[5]) V. 34—36 derselben Fabel.
[6]) „Der Pfau und das wälsche Huhn" (p. 41, V. 31 f.)
[7]) „Der Hecht und der Hay" (p. 8. V. 3 f.)
[8]) „Der Magister Legens" (p. 102, V. 1 f.)
[9]) „Der Adler und die Eidechs" (p. 13, V. 19 f.)
[10]) „Die Schley in der Fremde" (p. 108. V. 5 f.)
[11]) „Die Quelle und die Wiese" (p. 22. V. 27 f.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die unreinen Reime sind sehr zahlreich. Es finden sich solche, die gegen die Forderung der gleichen Quantität, andere, die gegen die Forderung der gleichen Qualität der Vokale, endlich solche, die gegen beide Forderungen verstoßen.

Gegen die Forderung der gleichen Quantität verstoßen z. B. Küssen: Füßen, büßen: müssen, sprachen: lachen.

Gegen die Forderung der gleichen Qualität: schicken: bücken, liegen: vergnügen, nützest: sitzest, Schlösser: Gewässer, fährt: zerstört, Bissen: Küssen, scheiden: Freuden etc.

Gegen beide Forderungen: größer: Gewässer. Grimm: Ungestüm etc.

Was die Wortverkürzungen anbelangt, so ist Zachariä über die zu seiner Zeit erlaubten Grenzen nicht hinausgegangen. Er elidiert vor vokalischem Anlaut das auslautende e in der I. sing. prs. ind. und coni. der starken und schwachen Verba (trag ich, seh ich, hab ich, sag ich etc.), in der III. sing. coni. prs. der starken und schwachen (trag er, wein er), in der I. III. sing. prät. ind. und coni. der schwachen (hatt ich, dacht er, sollt ich, wollt er), in der I. III. sing. prät. coni. der starken (trüg ich, schlüg er), ferner das auslautende e des Singulars der gemischten Feminina und des Plurals der starken Maskulina und Neutra.

In denselben Fällen wird e auch apokopiert.

Die Synkope des e findet sich zunächst in jenen verbalen Formen, wo dem e der Endung ein Vokal oder Diphthong unmittelbar oder bloß durch h getrennt vorausgeht, z. B. erhöhn, entfliehn, schmähn, sehn, ziehn, gehn, sahn, schrien, seht, steht, traut. Ausfall des e einer verbalen Endung nach konsonantischem Stammauslaute kommt nur selten vor: ihr flogt, zerfalln. Dagegen synkopierte er fast immer das e in „Herren"; ganz ähnlich heißt es Karrn für Karren, Pfarr für Pfarrer. Offenbar des Metrums wegen wurde das e der Endung -er nach Diphthongen synkopiert, z. B. Baur, Fegefeur, ihr daurt mich. Ganz gewöhnlich ist der Ausfall des e der Endung -en in flektierten Adjektiven, Partizipien und Pronomen, z. B. vergebne Müh, wohlgelegner Ort. Bei -er: andre, unsre, honigleckrer Bär. Ferner wird das i der Silbe -ig in flektierten Adjektiven synkopiert, z. B. in seinem garstgen Kropf, dem mächtgen Gott, mit begiergem Munde, ewges Leben, Gewaltger, Unwürdge, vorge Nacht, mit übermäßger Freude. Ebenso das i der Silbe -isch; österreichscher Kürassier, kritsche Welt. Nur in zwei Fällen hat die Synkope Härte der Aussprache zur Folge gehabt:

„Ein Adler, der mit großem Prachte
Dem ältsten Sohne Hochzeit machte, [1])
Da er in seinem garstgen Kropf
Die ekelhaftste Nahrung liest." [2])

Mit Nachahmung der Umgangssprache macht er Gebrauch von der Synalöphe: sie machens, mirs, versprachs, tats, obs, weils. Auch betreffs der Synärese erlaubt er sich nicht mehr, als was auch in der Prosa gestattet ist: übers = über das, vors = vor das.

Häufiger begegnen flexionslose Formen. So läßt er oft die Endung des attributiven neutralen Adjektivs weg (Nom. und Akk.), z. B.: „Ein unvermutet Feuer, ein würdig Kind, schön Rostbeef, ein christlich Werk, ein gut Gericht, ein niedlich Lamm, kein sonderlich Verbrechen, trocken Brot, kalt Wasser, niederträchtig Tier, kein lang Erwägen, gut Gesicht, elend Leben."

Oder er läßt bei dem ersten von zwei attributiven Adjektiven die Endung weg: Ihr hangend halb zerstörtes Netz, ein niedlich junges wälsches Huhn, ein garstig ungezognes Tier (Fabeln, pp. 33, 41, 63).

---

[1]) „Der Adler und der Wiedehopf" (p. 55, V. 1 f). Doch ist diese Aussprache in Norddeutschland allgemein üblich.

[2]) „Der Adler und der Wiedehopf" (p. 55).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bemerkenswert ist, daß er auch im Dativ bei dem ersten von zwei attributiven Adjektiven die Endung wegläßt: „Von manchem groß- und kleinen Tier“ (p. 90, V. 7), „nach kurz- und gutem Überlegen“ (p. 83, V. 26). [1])

Im Maskulinum der attributiven Adjektiva ist das Fehlen der Endung selten, ebenso im Femininum: vor wenig Stunden (p. 58, V. 39).

Auffallend sind Formen wie Gaum für Gaumen (p. 33, V. 103), Fensterrahm für -rahmen (p. 33, V. 31), die Birn für Birnen (p. 58, V. 40).

Des Metrums wegen heißt es: siehet, schleppest, murreten, feste, Bette, Gespinnste, mit Rechte, Gesträuche etc.

Wir haben gesehen, daß, obwohl Zachariä die meisten seiner Fabelstoffe aus dem „Esopus“ des B. Waldis entlehnte, ja ihm oft wörtlich, oft dem Sinne nach folgt, doch von dem, was Zachariä „Manier“ des B. Waldis nennt, nur wenig zu spüren ist. Und es war ihm auch nicht möglich, ohne den Geschmack seiner Zeit zu verletzen, diese Manier des alten Fabeldichters nachzuahmen. Es gilt hier dasselbe, was Eigenbrodt [2]) über das Verhältnis Hagedorns zu B. Waldis sagt: „. . . . . in die Roheit der älteren Sprache, Versmessung und Darstellung würde er nicht zurückgeführt haben, ohne damit den Geschmack seiner Zeit zu beleidigen, ohne die Leser abzustoßen.“ Es mußte sich also für Zachariä darum handeln, die Fabeln des B. Waldis in einer Weise zu verarbeiten, daß sie dem Geschmack der Zeit näher kamen, daß derselbe Inhalt, dieselben Empfindungen ausgedrückt wurden, aber in anderer Form. Er mußte also den alten Fabulisten modernisieren, Inhalt und Empfindungen in ein neues Kleid hüllen. Eine solche Umkleidung des alten Fabeldichters in das moderne Gewand des XVIII. Jahrhunderts hätte aber eines bedeutenderen Talentes bedurft, als es Zachariä hatte.

In der einleitenden Abhandlung (p. XXXIX) sagt er, seine Fabeln seien in einem anderen Tone als die bisherigen geschrieben, und am Schlusse (p. XL) heißt es, es müsse den Lesern an der „Manier“ zu erzählen das meiste gelegen sein. Es hat sich nun gezeigt, daß Zachariäs Fabelstil von La Fontaine, Hagedorn und Gellert sehr stark beeinflußt ist. Andererseits war Zachariä aber bestrebt, die „Manier“ des B. Waldis zu treffen. Er wurde dabei „sehr oft verführt, eine Tirade burlesker Verse bloß wegen ihres Kleides und Ganges für Burcard Waldis' Manier zu halten und dabey den drolligten Kerl und die Mine des Kerls zu vergessen, der in dem Kleide stecken soll“. [3]) So wird nicht nur „die Sprache ein Mantel von alten und neuen Fetzen“, sondern der Stil im allgemeinen ist ein buntes Gemisch von alten und neuen Elementen: nicht ausgesprochener Stil des XVIII. und noch weniger Stil des XVI. Jahrhunderts. Darum ist das harte Urteil wohl berechtigt, das Gervinus [4]) über die Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier“ fällt: „Wer unsern B. Waldis will schätzen lernen, muß ihn in seinem Verhältnis zur Erneuerung der Fabel im XVIII. Jahrhundert betrachten, wo die vielen Fabel- und Schwankdichter hervortauchen, wo Gellert, Gemmingen und Zachariä mit ihm bekannt waren, wo letzerer Fabeln in B. Waldis' Manier schrieb. Wer sich nicht in den Sprachhorizont des XVI. Jahrhunderts zurückversetzen kann, sondern stets mit seinem heute gesprochenen Deutsch sich die Lektüre des H. Sachs und Waldis verkümmern muß, der kann, wie das allen jenen späteren Fabeldichtern

---

[1]) Diese Wendungen erinnern an eine stilistische Eigentümlichkeit Goethes: In gut und bösen Tagen, froh und trüber Zeit etc.

[2]) Wolrad Eigenbrodt „Hagedorn und die Erzählung in Reimversen“. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1884.

[3]) Vgl. Rezension in den „Fkft. Gel. Anz.“

[4]) „Geschichte der deutschen Literatur“, III. 66.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschah, freilich zu keinem unbefangenen Urteil kommen. Und dennoch vergleiche auch ein solcher die Originale B. Waldis' mit Zachariäs Erneuerungen und er wird diese Verwässerung unglaublich finden, unleidlich die Plattheit, die an die Stelle der alten Ehrbarkeit getreten ist, die schlechte Witzelei, die die Naivität vertrieben hat, die dünkelhafte Schalheit und Mattheit, die nichts von dem Gesunden, Kräftigen und humoristisch Gewandten der alten Stücke übrig läßt. Man muß durchaus den Dünkel dieses Geschlechtes im XVIII. Jahrhundert kennen, man muß sich an Gellerts lächerliches Urteil über den Reinecke Fuchs erinnern, um nur zu begreifen, wie jemand eine solche Verschlechterung Verbesserung nennen konnte."

Zachariä verfolgte, wie er in der einleitenden Abhandlung (p. V f.) selbst bemerkt, mit seiner Erneuerung der Fabeln des B. Waldis den löblichen Zweck, die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen, die für den Stil des 16. Jahrhunderts wenig Interesse und kein Verständnis hatten, auf B. Waldis hinzulenken und ihn wieder zu Ehren zu bringen. Aber einerseits hätte diese Erneuerung von einem bedeutenderen Talente ausgehen müssen, andrerseits war das Interesse an der Fabel, welche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine so wichtige Rolle gespielt hatte, erloschen: Die Fabel hatte ihre Aufgabe erfüllt.[1]) Und zwei Jahre nach Zachariäs Fabeln erschienen die ersten epochemachenden Werke des jungen Goethe. So wurde denn B. Waldis wieder vergessen und erst die Forschung des 19. Jahrhunderts hat ihn wieder ans Licht gezogen, ist seinen Lebensschicksalen nachgegangen und hat seinen „Esopus" wieder zu Ehren gebracht.

---

[1]) Vgl. Eigenbrodt, a. a. O., p. 121 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf